



9.50
2. Teil 1710 2074

536 / Liese, J. L.

00
H. J. J.

A. b. 8.



Zeichen und Werth
der
Männerkeuschheit.

Ein Wort zu seiner Zeit
für
edle Jünglinge und Mädchen
von
einem Weibe.

Zweiter Band.

Berlin, 1795,
bei Christian Gottfried Schöne.

La santé de l'ame n'est pas plus assurée que celle du corps; et quoiqu'on paroisse éloigné des passions on n'est pas moins en danger de s'y laisser emporter, que de tomber malade, quand on se porte bien.

ROCHEFOUCAULT.

Allen
edlen Jünglingen
und
Männern,
allen
edlen Mädchen und Weibern
geweiht.

Ede Jünglinge und Männer!

Ede Mädchen und Weiber!

Ist es Wahrheit oder Irrthum, wenn
viele unsrer Sittenrichter ausrufen? Die
Welt wird alle Tage schlimmer!
Die schönsten Tugenden unter
den Menschen werden immer
seltner; und viele derselben sind
gänzlich von der Erde entflohn!

Vielleicht scheint dies nur so; vielleicht
halten jene Sittenrichter ein Glas vor die

Augen, welches das Gute in der Welt verkleinert, das Böse hingegen vergrößert. Vielleicht aber haben jene Herren —
Recht.

Gesetzt nun sie hätten Recht, worin mögte der Grund liegen? Sollte die Natur etwa gegen die jetzt lebende Menschen-Generation weniger mütterlich handeln, als sie sonst handelte?

Hierauf antworte ich mit Rochefoucault:

Rien n'est si contagieux que l'exemple. Nous imitons les bonnes actions pas émulation, et les mauvaises pas la malignité de notre nature, que la honte retenoit prisonnière

nière et que l'exemple met en liberté; das heißt:

Nichts ist so ansteckend als das Beispiel. Die guten Handlungen ahmen wir nach aus Wetteifer, und die bösen zufolge der uns von Natur anklebenden Verkehrt-heit, welche von der Schaamhaftigkeit gefangen gehalten und von dem Beispiel in Freiheit gesetzt wurde.

In diesem Ausspruche eines der feinsten Menschenkenner liegt, sonder Zweifel, viel Wahres.

Es sei ferne von mir, die menschliche Natur einer gänzlichen Verderbtheit und das jetzt lebende Menschengeschlecht einer allgemeinen Entartung anzuklagen. Liefse

ich mir dies beikommen, so würde man mich mit Recht eine zu strenge Sittenrichterin, eine ungerechte und lieblose Tadlerin schelten.

Es sei aber auch ferne von mir, die Menschen von aller Fehlerhaftigkeit und insbesondere das gegenwärtige Zeitalter von aller Entartung freizusprechen. Alsdann würde ich den Vorwurf verdienen: daß ich entweder partheiisch sei, oder die Menschen und ihre Handlungsweise nicht kenne.

Mancher von Euch, edle Jünglinge und Männer, edle Mädchen und Weiber, betritt den Schauplatz dieses Lebens mit dem Entschluß, seine ihm vom Schicksal
zu

zugeschickte Rolle gut, ja wenn möglich
meisterhaft, spielen zu wollen. Mancher
von Euch war unter einem so günstigen
Gestirn geboren, daß ihn nichts hindert,
diesen Entschluß zu vollführen.

Mancher aber betritt diesen Schauplatz,
sieht umher, und — erblicket in der Nä-
he und in der Ferne tausend und aber tau-
send Schwierigkeiten. Die ihm zuge-
theilte Rolle ist ihm zu schwer, oder scheint
es zu seyn. Sein Muth sinket immer
tiefer und tiefer; er sinket endlich bis zur
Verzweiflung hinab, und — beschämt
tritt er zuletzt vom Schauplatze ab.

Mancher tritt auf, schauet umher,
und — erblicket um und neben sich nichts,

* 5

als

als schlechte Mitspieler. Ein Thor ist der, der allein weise seyn will, sagt er zu sich selbst; und alsbald stürzt er sich in den alles mit sich fortreisenden Strom der Zeit, unbekümmert wohin ihn dieser treibet.

Sollte es wol nicht gar häufig auf dem großen Schauplaze des Lebens so zu gehen?

Auf Eure eigne Erfahrung, edle Jünglinge und Männer, edle Mädchen und Weiber, berufe ich mich. Sollte Euch diese eines andern belehren, nun dann, so mögt Ihr immerhin mich, so möget Ihr jenen Weisen, dessen Ausspruch ich Euch anführte, der Lüge zeihen;

hen; so bescheide ich mich gerne, daß ich geirrt, daß ich die Menschen und die Welt noch nicht kennen gelernt habe.

Doch nein! Meine Beobachtungen trogen mich nicht; ich irrte nicht so gröblich, als vielleicht mancher mich gerne überreden möchte. — Lange lebte ich unter Menschen, mitten auf dem großen Schauplatz ihrer Thorheit und Weisheit; sah, prüfte und untersuchte mit unbefangnem, vorurtheilsfreiem Sinne, die Triebfedern ihrer Handlungen, und forschte sorgsam selbst ihren verborgensten Quellen nach. Ihr Werth und ihr Unwerth, ihre Tugenden und ihre Laster, waren mir stets heilig; ich umfaßte alles was Mensch hieß, mit Wohlwollen, Freundschaft und Liebe;

Liebe; und dennoch konnte ich mir selber nicht bergen: daß — Weisheit und Tugend nicht immer im Geleite der Sterblichen gehen.

Oft that ich einen Blick in die Geschichte der Vorzeit, verglich Menschen mit Menschen und Sitten mit Sitten, und dann — schien es mir nicht selten, als habe es Zeiten gegeben, wo die Menschen im allgemeinen besser, und die Sitten reiner und unverdorbnen waren.

O verzeihet, Ihr meine Brüder und Schwestern, verzeihet dieses offenherzige Geständniß! Es ist Drang meines Herzens, Ueberzeugung meines Verstandes.

Ferne

Ferne sei es aber von mir, Euch hiez mit anklagen oder Euch tadelnde Vorwürfe machen zu wollen. Würde ich dadurch nicht mich selber anklagen? Denn wie sollte ich die einzige Ausnahme, wie sollte ich allein von den Mängeln und Gebrechen, welche der gesammten Menschheit ankleben, frei seyn? Sollte ich allein der Gewalt der Leidenschaften, der Macht des Beispiels widerstehen, ohne je zuweilen von diesem fortgerissen und von jenen beherrscht zu werden?

Fort mit diesem stolzen Gedanken!
 Fort mit solchem verwegnen Dünkel!
 Mein, ich fühle nur zu sehr meine Schwäche; ich fühle nur zu sehr, daß ich Mensch, daß ich ein schwaches, irdisches Geschöpf bin.

So

So sehr ich aber von diesem Gefühl auch immer durchdrungen seyn mag, so halte ich's dennoch für heilige Pflicht, Euch, edle Jünglinge und Männer, edle Mädchen und Weiber, meine Erfahrungen und Vorschläge zu ertheilen.

O mögtet Ihr doch in diesem kleinen Werke recht viele für Euch passende Erfahrungen, recht viele heilsame Rathschläge antreffen! Mögte ich doch manchen von Euch überzeugen: daß die wohlthätige Natur keinen Aufwand von Kräften und Mitteln spare, um das Maas des Glücks unter den Sterblichen recht voll zu machen!

Mögte

Mögte ich doch manchen, ja mögte ich Euch alle überzeugen: daß wir so oft von dem Wege zu unserm Glück, welchen jene liebevolle Mutter uns vorzeichnete, abweichen, uns recht geflissentlich auf tausend Neben- und Irrwege verlieren, und auf diese Weise ungehorsame und undankbare Kinder jener gütigen Mutter werden!

Mögte ich doch im Stande seyn, viele der wichtigsten Wahrheiten, viele der wichtigsten Regeln der Lebensweisheit und Tugend Euch, edle Jünglinge und Männer, edle Mädchen und Weiber, recht anschaulich zu machen, recht nahe ans Herz zu legen, und mir auf diese Weise einiges Verdienst um Euch und um die Menschheit zu erwerben!

Dies

(XVI)

Dies sind die aufrichtigsten Wünsche
meines Herzens, und mit diesen Wün-
schen übergebe ich Euch meine Arbeit.

Berlin, im Februar 1795.

Die Verfasserinn.

Ein-

Einleitung *).

Man wird alle Tage klüger, sagt das Sprichwort. Es würde nicht wenig Anmaßung verathen, wenn ich meinen Lesern gerade ins Gesicht sagen wollte: daß dieses Sprichwort auch bei mir eingetroffen sey. Gleichwohl muß ich ihnen bekennen, und diese Offenherzigkeit wird mir keiner verargen, daß ich, seit der Erscheinung des ersten Theils dieser Schrift, mir alle Mühe gegeben habe, meine Kenntnisse zu vermehren,
und

*) Die Leser und Leserinnen dieses Werkchens werden wohl thun, wenn sie diese Einleitung nicht überschlagen: weil die Verfasserin bemüht gewesen ist, darin die Gesichtspunkte festzustellen, aus welchen allein ihre Arbeit in dem wahren Lichte erscheinet.

und meine Begriffe über manche der wichtigsten Gegenstände des menschlichen Wissens zu berichtigen und zu erweitern.

Was kann aber für den Menschen, dem es um Erkenntniß der Wahrheit zu thun ist, und der das Wohl und Weh seiner Mitgeschöpfe nicht mit gleichgültigen Augen ansieht, wohl wichtiger seyn als der Mensch selbst? So dachte ich stets; und dies bewog mich, meine ganze Aufmerksamkeit und mein eifrigstes Forschen auf diesen wichtigen Gegenstand hinzulenken.

Glücklicher Weise erlaubten mir meine Verhältnisse, diesen Wunsch meines Herzens zu befriedigen, ohne dadurch meinen Pflichten, welche mir als Gattin und Mutter obliegen, Abbruch zu thun. Glücklicher Weise kamen mir viele Umstände zu statten, welche die Ausführung meines Plans begünstigten. Glücklicherweise genoß ich seit Jahresfrist, dem Himmel sey es gedankt, eine ununterbrochene Gesundheit und stets frohe Laune, welche mir zur Arbeit Muth und Kraft gaben, und mich allen denjenigen Schwierigkeiten, welche sich meinem Forschen vielfältig entgegen stellten, Troß bieten und sie glücklich bekämpfen ließen. Glücklicher Weise erhielten meine Bemü-

hun:

hungen und Arbeiten den Beifall mehrerer sachverständiger Männer und Frauen.

Hierdurch, und durch den Beifall, den meine erste Schrift, so wenig ich dies auch erwartete, bei einem großen Theil des Publikums erhielt, aufgemuntert, wage ich's, das Resultat meines zeittherigen Nachdenkens dem Druck zu übergeben.

Mein eignes Gefühl saget mir, daß meine Absicht dabei keine andre sey: als der gutgemeinte Wunsch, auf diese Weise mein Scharfsein zum Wohl meiner Nebenmenschen beizutragen. Ist dieser Wunsch nicht zu gewagt, und darf ich mir mit der Hoffnung schmeicheln, diesen Zweck nicht ganz verfehlt zu sehen; o! dann werde ich mich glücklich, unendlich glücklich preisen.

Denn welcher Gedanke könnte wohl für ein Weib süßer und wonniger seyn, als: du hast deine Bestimmung als Gattin, als Mutter, erfüllt, und hast überdies, durch die Einsichten und Kenntnisse, welche du dir erwarbst, mancher Gattin, mancher Mutter, manchem aufsteigenden Mädchen und manchem hoffnungsvollen Jüngling genützt, sie vor dem Verderben gewarnt, ihnen Abgründe gezeigt, welche sie nicht sahen, auf

welche sie blindlings zuelten, in welche sie sich zu stürzen im Begriff waren, ohne zu bedenken, daß sie auf diese Weise unwiderbringlich verloren gingen, und daß ihr Fall nicht bloß ihr eigenes Verderben, sondern ein ganzes Heer der schrecklichsten Folgen, das Unglück ganzer Generationen unvermeidlich nach sich ziehen mußte.

Nichts ist gewisser, als daß die meisten Menschen aus bloßer Unwissenheit, aus Mangel an Vorsicht und Klugheit fehlen. Das menschliche Leben gleicht einer Reise zur See. Ueberall giebt es in demselben Seichten, Untiefen und Klippen; nicht selten erheben sich furchtbare Stürme, welche das Schiff von seiner Bahn verschlagen und bald hier bald dort hin schleudern, bis es endlich scheitert und untersinkt.

Wird die Gefahr einer solchen Reise aber wohl so groß seyn, wenn das Schiff von einem erfahrenen Steuermann gelenket wird, der den tobenden Stürmen trotzet und mit Vorsicht und Weisheit die Seichten, die Untiefen und Klippen zu vermeiden bemüht ist?

Wohl also dem Menschen, der auf seiner Reise durchs Leben einen Steuermann findet, der ihn Kompaß und Senkblei gebrauchen lehret, und ihm

ihm den weisen Rath mit auf den Weg giebt, diese nie aus der Hand zu legen, auch dann nicht, wann keine Winde stürmen, wann alles ruhig und still ist und selbst nicht die entfernteste Gefahr zu drohen scheint!

Wohl dem unverdorbenen Jüngling, wohl dem unverdorbenen Mädchen, die einen erfahrenen Begleiter finden, der alle Wege und Stege des mühsamen und gefährvollen Pfades kennt, der sie gleichsam liebevoll und wohlwollend an der Hand führet, ihre Schritte leitet, sie vor dem Straucheln, Gleiten und Fallen bewahret; wenn sie fallen mitleidig und gütig wieder aufrichtet; wenn ihre Kräfte ermatten, sie stärket und ihnen stets guten Muth einspricht, daß sie beharren bis ans Ende ihrer Reise! Wohl ihnen! denn der Lohn, welcher ihrer wartet, ist groß; und der Kampf, welchen sie kämpfen, rühmlich und ehrenvoll!

Ob es mir gelungen sey, eine solche Begleiterin für Jünglinge und Mädchen zu werden? darüber mögen diejenigen einsichtsvollen Männer und Frauen entscheiden, welche sich über die Gegenstände, welche ich in vorliegender Schrift verhandle, tiefere Einsichten und gründlichere

Kenntnisse erworben haben, als ich mir selber zurtraue.

Von diesen meinen Richtern und Richterinnen erwarte ich aber um so mehr Nachsicht und Billigkeit, je wichtiger mein Gegenstand selbst ist, und je schwieriger es also seyn mußte, ihn zur Zufriedenheit meiner Leser und zu meiner eignen zu behandeln. Ich fühle nur zu sehr, daß manche Kapitel bloß unvollständige Entwürfe geblieben sind; daß ich verschiedne Gedanken keinesweges ausgeführt, sondern nur bloß hingeworfen und berührt habe; daß es meinem Ausdruck oft an Bestimmtheit, meinen Ideen an Klarheit, Deutlichkeit und Präzision, und meinem Styl an Schönheit, Anmuth und Gewandtheit fehlt. — Wer kann und wird aber alle diese Vollkommenheiten von einem Weibe verlangen? Wer kann und wird sie insbesondere von mir verlangen, da ich freimüthig und ohne Scheu bekenne, daß dazu meine Kräfte nicht hinreichen; daß ich keine Ansprüche auf schriftstellerischen Ruhm mache, indem ich nicht zur Schriftstellerin, sondern zu einem ganz schlichten, alltäglichen Weibe, wie es tausend und aber tausend auf Gottes Heber Erde giebt, erzogen wurde; und daß ich gar keine

Keine gelehrten Abhandlungen schreiben, sondern bloß, wie gesagt, ein ganz kleines Schärfflein zum Wohl meiner Mitschweftern und Mitbrüder beitragen wollte?

Sollte mancher, dieses offenen Geständnisses ungeachtet, mir dennoch verargen wollen, daß ich diesen zweiten Theil meiner Schrift bekannt gemacht habe, so werde ich mich mit dem bekannten Sprichworte trösten: Nicht jede Brille paßt für jede Nase; welches nichts anders heißt, als: Jeder braucht seine eigne Brille; oder: ein jeder sieht die Dinge dieser Welt aus dem Punkte an, auf welchem er steht; d. h.: in verschiednem Lichte, verschiedner Größe, Gestalt, Entfernung, Deutlichkeit u. s. w. Und sollte dieses Sprichwort nicht mich und meine Tadler beruhigen können, so würde ich, diesen sowohl als mir, ein zweites eben so bekanntes Sprichwort zurufen, nemlich: Jeder reitet sein Steckenpferd; das heißt: Jeder Mensch hat seine schwache Seite. Meine schwache Seite ist also diese: daß ich einmal glaubte, durch meine Schrift zum wenigsten etwas Gutes in der Welt zu bewirken, und daß ich sie in diesem Glauben, derselbe mag nun gegründet oder grund-

falsch seyn, dem Druck und hiermit dem Publikum übergab. Und welcher billig Denkende wird mir diese Schwäche nicht zu gute halten, da sie aus einer gewissen Gutmüthigkeit und Liebe zu meinen Nebenmenschen, und also keinesweges aus einer unlautern Quelle entsprang?

Doch wozu diese Trost- und Beruhigungsgründe? Der Erfolg mag lieber erst zeigen, ob ich sie nöthig habe; und alsdann ist es ja immer noch Zeit genug, mich ihrer zu bedienen. Ich will also meinen Lesern nur noch vorläufig anzeigen: daß in der vorliegenden Schrift meine Materialien und meine gesammelten Erfahrungen keinesweges erschöpft sind, und daß ich gar noch nicht-Willens bin, über meinen Gegenstand fer-nerhin nicht mehr nachzudenken: sondern daß ich vielmehr den ernstlichen Vorsatz gefaßt habe, dieses Geschäft mit dem möglichsten Fleiße zu betreiben, und dem Publikum von den Resultaten desselben von Zeit zu Zeit Rechenschaft abzulegen. Doch die Zukunft ruhet im Schooße der seeligen Götter, wie mein Mann mir oft aus seinem Homer vordeklamirt.

Bei dieser Gelegenheit sey es mir erlaubt, meines Mannes mit ein paar Worten Erwähnung.

nung zu thun. Viele der mitgetheilten Erfahrungen, Belehrungen, Erklärungen u. s. w. habe ich bloß ihm zu verdanken. Ein jeder meiner Leser wird leicht von selbst einsehen, daß sie nicht auf meinem Boden gewachsen sind und wachsen konnten. Denn ist es einem Welke wohl erlaubt, in so manche Dinge einzudringen, und sich über manche Gegenstände Licht zu verschaffen? Bleiben nicht viele der wichtigsten Gegenstände des menschlichen Wissens für unser Geschlecht Geheimnisse? Scheint das andere Geschlecht nicht in vielen Stücken gleichsam neidisch, oder gar so stolz zu seyn, daß es diese oder jene Kenntnisse als seine besondern Vor- und Eigenthumsrechte betrachtet? oder daß es glaubt, manche Begriffe seyen über unsere Fassungskraft; oder manche derselben könnten gar für uns von üblen und verderblichen Folgen seyn? u. s. w.

Bis jezt findet dieses Verhältniß zwischen den beiden Geschlechtern (ob mit Recht oder Unrecht? dies werde ich in der Folge zeigen) allerdings noch Statt; und aus diesem Grunde hielt ich's für ein sehr glückliches Loos, welches ich aus them großen Lotterie-Topfe des Schicksals zog, daß mir ein gescheiter, einsichtsvoller, ja sogar etwas

gelehrten Mann *) zu Theil ward, von dem ich über tausend Gegenstände, welche meine Neugierde und Wißbegierde reizen, über tausend Vorfälle und Begebenheiten des Lebens Aufklärung und Licht erhalten kann.

Oft zog ich meinen Mann bei meinen Beobachtungen zu Rath; oft machte er mich von selbst auf Dinge aufmerksam, die meinem Auge entgangen wären; theilte mir seine Erfahrungen, Urtheile und Schlüsse über Welt und Menschen mit, berichtigte, ergänzte, vervollkommte die meinigen, wies mich zurecht, wann ich irrte u. s. w. Kurz er war stets mein Rathgeber, und Lehrer.

Nicht selten lächelt er zwar, wann ich zu viel frage und wann meine Wißbegierde fast unbescheiden und lästig wird. Aber noch nie ward er darüber ungeduldig oder mürrisch. Wann ich meine Gedanken zu Papier gebracht hatte, so wußte er sich solche Gewalt anzuthun, daß er mir erlaubte

a) Kann verzeihe mir dieses freimüthige Urtheil über einen Mann. Es ist freilich sehr gewagt. Aber ich verlasse mich auf die Aussprüche mehrerer kompetenter Richter.

laubte, sie ihm vorzulesen, und daß er nicht selten dieses und jenes daran verbesserte.

Ja er ging in seiner Güte, für die Befriedigung meiner Wiß- und Neugierde, oft so weit, daß er mir einen Theil seiner Zeit, welche er seinen Geschäften und seiner Ruhe abbrach, gerne aufopferte; daß er selbst von mehreren seiner Bekannten und Freunde Erfahrungen und Erklärungen einsammlete und mir dieselben mittheilte. Dies that er jedesmal, wann er über gewisse Dinge mir befriedigende Aufschlüsse geben zu können sich selbst nicht zurraute.

Ich habe aber in dem vorliegenden Werke nicht bloß meine und meines Mannes Erfahrungen, sondern auch einen großen Vorrath der wichtigsten Bemerkungen manches Freundes und mancher Freundin benutzt. Aus diesem Grunde hoffe ich mit desto mehrerer Zuversicht, daß meine Leser und Leserinnen dieses kleine Werk nicht ohne Nutzen lesen werden. Es ist ja bekannt, daß vier Augen allemal mehr sehen als zwei, und daß viele Hände mehr schaffen als Eine; und dieserhalb hielt ichs nicht für unnütz und noch weniger für schädlich, fremde Erfahrungen, Zurechtweisungen, Erläuterungen u. s. w. zu benutzen.

Dies

Dies schien mir sogar um desto nöthiger zu seyn, weil ich diese Schrift nicht bloß für mein Geschlecht, sondern auch für Jünglinge und junge Männer bestimmt habe.

Die hin und wieder eingestreuten lateinischen Sprichwörter sind gleichfalls Blumen, welche auf dem Beete meines Mannes gewachsen sind. Er findet, wie er sagt, in solchen Sprichwörtern und Sentenzen (denn dieses letzteren Ausdrucks bedient er sich auch bisweilen), vorzüglich in dem lateinischen, gar trefflich viel Saft und Kraft. Ich verstehe kein Wort Latein, und kann also davon nicht urtheilen; jedoch träre ich dem Urtheil meines Mannes. Gewöhnlich schrieb er sie mit eigener Hand zu meinen Aufsätzen hinzu (versteht sich, nachdem er sie mir zuvor erklärt hatte) und sagte nicht selten, daß ihm ein passendes lateinisches Sprichwort für jede gute belehren und überzeugen sollende Schrift eine eben so kostbare Sache zu seyn schien, als ein Vers aus der Bibel für eine Predigt; weil dadurch einer Wahrheit gleichsam das Gepräge erst aufgedrückt und ihr der rechte Nachdruck gegeben würde; denn, der meinte er, was man seit so langer Zeit und so oft gesagt hätte, daß es ein Sprichwort geworden

den

den, das müßte gewiß wahr seyn und für wahr erkannt werden.

Ich halte diese Vorliebe meines Mannes für die lateinischen Sprichwörter und für manche andre gelehrte Brosamen, welchen er in mein Werkchen eingestreut hat, für etwas ganz unschuldiges, und hoffe von der Güte meiner Leser und Leserinnen, daß sie eben diese Nachsicht mit ihm haben werden.

Noch muß ich erinnern, daß zwar diese Schrift von jedem Jüngling und jedem Mädchen, wie ich mir schmeichle, mit Nutzen und zum Frommen für Körper, Herz und Geist, wird gelesen werden können: daß aber manche Abschnitte derselben, zunächst und insbesondere für solche Jünglinge und Mädchen bestimmt sind, welche in großen Städten geboren und erzogen wurden und noch darin leben. — Viele der auffallendsten Lächerlichkeiten, Thorheiten, Abgeschmacktheiten, Laster und Ausschweifungen unserer lieben Hauptstadt Berlin habe ich mit getreuen Farben und ganz nach dem Leben zu zeichnen mich bemüht.

Weil ich mit Menschen aus allen Ständen, von dem niedrigsten bis zum höchsten, entweder je verflochten war oder es noch bin, so konnte es mir

mir nicht schwer werden, von diesen allen man-
ches Charakteristische zu sagen. — Sollte es je
zuweilen scheinen, als hätte ich meinen Pinsel zu
tief eingetaucht, oder die Farben auf mein Ge-
mälde zu stark und grell aufgetragen; so glaube
man nur nicht, daß ich die Absicht hatte, zu
übertreiben. Denn ich weiß zu gut, daß alle
Übertreibungen mehr Schaden als nützen. Viel-
leicht machte ich mit meinen Freunden und Freun-
dinnen, Rathgebern und Rathgeberinnen Erfah-
rungen, die der eine und der andre meiner Leser
und Leserinnen nicht machte. Vielleicht sahen
und hörten wir manches, was viele nicht zu se-
hen und zu hören Gelegenheit hatten. —

Den Teufel, pflegt man zu sagen, muß man
mit andern Farben mahlen, als einen Engel des
Lichts. Aus diesem Grunde hat es mir oftmals
nicht wenige Mühe gemacht, für gewisse,
nicht allzu edle Gegenstände, eine edle Sprache
oder zum mindesten unanstößige Ausdrücke zu fin-
den. Ja häufig sah ich mich nothgedrungen,
manche Dinge bei ihrem rechten Namen zu nen-
nen; weil ich aller Mißdeutung vorzubeugen und
von allen meinen Lesern und Leserinnen verstan-
den zu werden wünschte.

Wann

Wann mein Mann auf dergleichen Stellen
 saß, so pflegte er mit einem tiefen Seufzer aus-
 zurufen: o tempora! o mores! Und diesen Sal-
 to mortale erlaube ich allen meinen Lesern und
 Leserinnen von Herzen gerne, wenn sie anders
 ihrer beklemmten Brust dadurch Luft zu machen
 hoffen, und mich nur geruhig und aufmerksam
 weiter lesen wollen.

Jedes zu starke und hervorspringende Kosort
 meines Gemähltes habe ich jedoch zu verwasch, ein-
 gesucht, und sorgfältig da einen Vorhang gezo-
 gen, wo ich das Auge des Zuschauers zu beleidigen
 fürchten mußte. Mein Buch wird daher je-
 dem unverdorbenen Mädchen und Jüngling in
 die Hände gegeben werden können, ohne dabei
 Gefahr zu laufen, ihr Gefühl für Sittlichkeit
 und Anstand zu beleidigen. Dies würde ja bei
 einer Schrift, welche Sittlichkeit und Anstand
 zu predigen und Unsittlichkeit und Entartung der
 gegenwärtigen Generation zu hemmen und aus-
 zurotten bestimmt ist, ein unverzeihlicher Fehler
 seyn, ein Fehler, vor welchem ich selbst erröthen
 müßte.

Sollte aber der eine und der ander gleichwohl
 aus diesem Werkchen Gift saugen, so möchte
 dies

dies wohl nicht meine Schuld seyn; denn wie der Dichter Ovid sagt:

Terra salutiferas herbas eademque nocentes

Alit; & urticae proxima saepe rosa est
das heißt, nach meines Mannes Uebersetzung: die Erde trägt heilende und tödtende Kräuter: Nesseln und Rosen wachsen neben einander; oder kürzer: dem Reinen ist alles rein, dem Unreinen aber alles unrein. Wer eine tödtende Giftpflanze statt einer heilenden, und Nesseln statt Rosen bricht, der darf wohl nicht der Natur, sondern sich selber die Schuld beimessen. Wer ein schneidendes Schwerdt aus der Scheide zieht und sich damit verwundet, der klage nicht das Schwerdt an, sondern seine eigne Unvorsichtigkeit und Ungeschicklichkeit. Meine Schrift kann daher für niemanden ein tödtendes Gift oder ein verwundendes Schwerdt werden, als für den, der sie dazu macht. —

Wann ich die Geißel des Spottes über viele meiner Zeitgenossen und Genossinnen, Mitbürger und Mitbürgerinnen schwinde, wann ich das schneidende Beil der gesunden Vernunft und Sitten; Kritik gegen manche Sittenlosigkeit, Entartung

tung und Ausschweifung aufhebe, um sie, wenn möglich, bis auf die Wurzel abzuhaueu und gänzlich auszurotten; so fürchte ich zwar, daß mich mancher für eine strenge Sittenrichterin und scharfe Tadlerin halten und mich fragen möge: wer gab dir diese Befugniß? Von niemanden aber besürchte ich dieserhalb lieblos beurtheilt oder angefeindet zu werden. Denn alle meine Schilderungen sind frei von Anspielungen auf dieses oder jenes Individuum und von Bezugnehmung auf einzelne Thatsachen, wobei sich mancher als wirklich handelnde Person gewahrt werden könnte.

Sollte aber gleichwol dieser oder jener so etwas darin zu entdecken vermeinen, der stelle sich vor den Splegel, untersuche sein Angesicht, und wenn er einen Makel oder Fleck an sich gewahrt wird, so sei er bemüht, denselben auszutilgen, und wisse es mir Dank, daß ich ihn zu seinem Splegel hinführte und ihn auf sich selbst aufmerksam machte. Doch Undank ist der Welt Lohn, sagt das Sprichwort; und vielleicht mögten diejenigen, welche sich in dieser oder jener Zeichnung ein wenig getroffen fühlen, am allerersten einen Stein gegen mich aufheben, oder das Anathema gegen mein Büchlein aussprechen.

Ueberall habe ich in meiner Schrift das Nützliche mit dem Angenehmen zu vereinbaren gesucht. Vielleicht trifft man darin verschiedene Entwicklungen, Erklärungen u. s. w. an, welche in psychologischer und physiologischer Hinsicht nicht ganz unwichtig sind. Vielleicht findet man darin auch einige Fingerzeige und Winke, welche für den Geschichtsforscher, Menschenkenner und Sittenlehrer nicht ganz unbedeutend seyn mögten.

Zwar bescheide ich mich gern zu bekennen, daß ich keine Weltumseglerin sei, und daß ich keine neue Länder entdeckt habe. Aber ist es nicht auch verdienstlich, wenn man ruhig in seinem Welttheile bleibt und hie und da ein Fleckchen wüsten Ackers urbar machet, oder wenigstens zeigt, wie es anzufangen sei, um ihn urbar zu machen und davon Gewinn zu ziehen? Doch hiemit will ich mich keinesweges selber loben; und wenn ich diese Fragen aufwerfe, so sollen sie bloß andeuten, wohin mein Streben, wohin meine Tendenz bei meiner Arbeit gerichtet war.

Um meine Leser und Leserinnen nicht mit trockner Moral und kaltem Raisonement zu sehr zu ermüden, so erlaube ich mir nicht selten, kleinere und größere Geschichten aus dem wirklichen Menschen:

ſchenleben, jedoch mit veränderten Namen des Orts und der darin handelnden Perſonen, zu erzählen. Denn ich weiß zu wohl, daß auf dieſe Weiſe die Aufmerkſamkeit ſtärker gefeſſelt, der Verſtand leichter und beſſer überzeugt und das Herz kräftiger erſchüttert und zu guten Entſchlüſſen und Handlungen fortgeriſſen wird. *Conſilio & re juvabis*, ſagt Cicero; das heißt, nach meines Mannes Ueberſetzung: mit Rath und That ſollſt du dem Nächſten nützen. Weil ich aber das letztere nicht zu thun im Stande bin, ſo wollte ich meinen Leſern und Leſerinnen doch wenigſtens Thatſachen aufſtellen.

Zum Beſchluß dieſer Einleitung füge ich nur noch hinzu: daß ich mein Werkchen (des Leichtſinns, welcher meinem Geſchlecht gar ſehr eigen zu ſeyn pflegt, und aller Beruhigungsgründe, welche mir die gute Abſicht, welche ich mit demſelben zu erzielen gedenke, an die Hand giebt, ungeachtet) nicht ohne Furcht und Zittern in die Welt ſchicke; denn je größer mein Wuſch iſt, den Beifall meiner Mitbürger und Mitbürgerinnen zu verdienen, um deſto größer iſt auch meine Beſorgniß, daß ſie

B 2

mich

mich dessen nicht würdig achten mögen; und man gefällt sehr oft nur desto weniger, je mehr man zu gefallen wünschet.

Sollte aber meine Arbeit, wider mein Vermuthen, so glücklich seyn, eine gute Aufnahme zu finden, so wird dies für mich ein mächtiger Sporn seyn, alle meine Kräfte zum Besten meiner Mitbrüder und Mitschwestern zu verwenden, und ihnen in der Folge etwas zu liefern, was ihrer Aufmerksamkeit vielleicht nicht minder werth seyn mögte, als die eine oder die andre Abhandlung des vorliegenden Werckens.

Es werden nemlich in unsern Tagen fast eben so viele Selbstbekenntnisse, Konfessionen u. s. w. als Ritterromane, Schauspiele u. d. gl. geschrieben. Diese Selbstbekenntnisse enthalten aber gewöhnlich nur die Lebensbeschreibungen von Männern, welche es werth hielten, sich selbst dem Publikum und der Nachwelt zur Schau aufzustellen. Oft sind sie mit wahrhaft philosophischem Geiste, voll ächter, praktischer Grundsätze und Lebensweisheit, abgefaßt: oft aber gebrechen ihnen diese Eigenschaften, in einem sehr beträchtlichen Maaße.

Wer

Wer kennt nicht mehrere gute und schlechte Produkte dieser Art? Wer kennt nicht die Bekenntnisse eines Rousseau, eines Anton Reiser? Wer kennt aber auch nicht die Geschichte eines Carl Pilger? u. s. w.

Sollte es also wohl etwas Ueberflüssiges oder Unnützes seyn, wenn ich es wagte, der Welt meine eigne Geschichte, das heißt, die Geschichte der Bildung meines Herzens und Verstandes, darzustellen? Oder sollte eine solche Geschichte meines Herzens und Verstandes darum weniger Interesse haben können, weil ich ein Weib und zwar ein ganz schlichtes, alltägliches Weib bin? Das bin ich freilich, wie ich zu bekennen mich nicht scheue: aber ich bin zugleich eine glückliche Gattin, eine glückliche Mutter; und dies ist mein Stolz.

Erstes Kapitel.

Ueber Schaamhaftigkeit. Ist sie eine natürliche, angebohrne, oder eine erworbnene Empfindung? Ist sie ein Beweis der Sittenreinheit und Keuschheit? Ueber Schaamröthe; Erklärung der Ursache derselben. Ist das männliche oder weibliche Geschlecht mehr zur Schaamhaftigkeit geneigt? Ist die Beförderung der Schaamhaftigkeit für Keuschheit und Züchtigkeit von Nutzen? u. s. w.

Gewisse Dinge, selbst gewisse Theile des menschlichen Körpers, scheint die Natur absichtlich mit einem Schleier bedeckt zu haben, um sie dadurch gleichsam unserem Anblick zu entziehen. Das Thier befriedigt alle seine Bedürfnisse, wozu es sein Instinkt antreibt, ohne auf Zeit auf Ort, auf Umstände u. s. w. Rücksicht zu neh-

nehmen. So sättigt es seinen Hunger, so stillt es seinen Durst. Es entzieht sich nicht dem Auge seines Gleichen, nicht den Augen der Menschen, es suchet keine geheime und verborgene Oerter, keine Schlupfwinkel, wann es der Stimme der Natur gehorcht, um das große Werk der Fortpflanzung zu erfüllen, um — seinen Geschlechtstrieb zu befriedigen. Ja dieser Erleb, (gewiß eine weise Einrichtung der alles schaffenden und alles liebevoll erhaltenden Mutter Natur!) ist in ihm so stark und mächtig, das es nicht selten, um ihr zu befriedigen, alle Bande zerreißt, und selbst die größten Hindernisse besiegt.

Der rohe, ungebildete Naturmensch, welcher in Wäldern und Höhlen lebt, keine andere als sinnliche Bedürfnisse kennt, und sich keine höhere, feinere und edlere Genüsse wünschet, weil er sie selbst nicht einmal ahndet, dieser rohe und ungebildete Naturmensch gehet nackt, wann ihn nemlich das Gefühl der Kälte oder der rauhen Witterung nicht antreibt, seinen Körper mit einer Hülle zu bedecken; er badet sich, um seine Haut zu säubern, und sich von der Unbehaglichkeit des

Schmuzzes zu befreien, oder auch um die Hitze, deren Wallung er in seinem Körper fühlte, zu kühlen, zugleich mit Weibern und Kindern, Knaben und Mädchen, in einem und demselben Fluße, so wie er mit diesen zugleich bei einer und derselben Quelle seinen Durst löscht, oder unter einem und demselben Dateln: oder andern Obstbaum, dessen Früchte ihn zum Genuß einladen, seinen Hunger stillt.

Selbst die ersten Menschen, unser Stamm: Eltern, gingen, wie die Tradition sagt, im Stande der Unschuld ganz nackt und ohne Hülle.

In dem alten Sparta kämpften nackte Knaben und Mädchen öffentlich mit einander, und keinem kam es je in den Sinn, diese Gewohnheit für anstößig oder schädlich zu halten.

Die alten Mossynier und Masamonier *) trugen gar keine Schen, wie glaubwürdige Geschichtschreiber versichern, in ihren Zusammenkünften, ja so gar bei feierlichen Gelegenheiten

*) Völker welche, wenn ich nicht, irre am schwarzen Meere, in der Gegend von Thracien wohnten.

heiten z. B. bei Festen, Spielen u. s. w. öffentlich der Liebe zu pflegen. Andre Völker des Alterthums machten diese Handlung selbst zur Religions-Pflicht. Sie tanzten, ihrer Gottheit zu Ehren, um einen Baum, oder Stein, oder Altar, und nach Beendigung dieser und anderer Ceremonien begatteten sie sich.

Die neuern Reisebeschreiber erwähnen bei un-
kultivirten, barbarischen Völkern ähnlicher Gewohnheiten und Sitten. So giebt es z. B. Nationen, bei welchen die Männer ihre eignen Weiber und Töchter einem Fremden darbringen und von ihm, als eine der heiligsten Pflichten des Gastrechts, verlangen, daß er die Nacht hindurch sein Lager oder Bette mit ihnen theilen, und auf diese Weise ein lebendiges Unterpfand seiner Freundschaft und einen eigentlich sprechenden Beweis seiner Dankbarkeit für genossnes Gastrecht zurücklasse.

Eben diese Reisebeschreiber erzählen auch von Völkern, welche die erste Blüthe einer Jungfrau, die erste Umarmung, verachten, und dieses Geschäft, als etwas äußerst mühsames und beschwerliches, entweder gleichfalls Reisenden oder gar ihren Knechten und Sklaven überlassen. Bei

andern Völkern ist die erste Umarmung ein Vorrecht der Priester; und bei noch andern waren die Vorsteher, Herrscher, Anführer, oder wie sonst ihre Oberhäupter heißen mögen, schlau genug, sich dieses Recht als ein Vor- und Eigenthums-Recht anzumaassen. Selbst bei unsern lieben Vorfahren, den alten Deutschen, findet man hiervon nicht undeutliche Spuren.

Hätte ich zur Absicht, meine Leser und Leserinnen mit den auffallenden und seltsamen Sitten der verschiedenen Völkerschaften und Nationen unsers lieben Erdenrunds zu unterhalten, so könnte ich ihnen aus meiner historischen und geographischen Plunderkammer noch gar mancherlei und hübsche Sachen zur Schau aufstellen. Weil mich dies aber zu weit von meinem Ziel entfernen würde, so lenke ich wieder ein, und frage nur meine Leser und Leserinnen: ob sie, den angeführten Beispielen und Thatsachen zufolge, die Empfindung der Schaamhaftigkeit für eine natürliche und angebohrne, oder für eine erwerbne Empfindung oder moralische Fertigkeit halten?

Eine natürliche oder angebohrne Empfindung ist eine solche, welche allen Menschen ohne Ausnahme und auf dieselbe Weise von der Natur ein-

eingepägt ist, und welche sie schon mit auf die Welt bringen, ohne daß sie erst befördert oder mühsam und mit Kunst entwickelt wird. So sind z. B. die Empfindungen des Hungers, des Durstes, der Müdigkeit, des Schmerzes u. s. w. natürliche oder angebohrne Empfindungen, weil einen jeden die Natur antreibt, ihnen zu gehorchen und sich ihren Befehlen zu unterwerfen. Das Kind z. B. sucht sein Mißbehagen, seinen Schmerz, so bald es auf die Welt kommt, durch Schreien an den Tag zu legen; ist es müde so schließt es die Augen zu und genießet des Schlafes; ist es hungrig und durstig, so strebt es instinktmäßig hin nach der Brust der Mutter oder nach einer andern Quelle, woraus ihm Nahrung fließet; es sauget die Milch, schlucket sie herunter u. s. w. ohne dies von Jemand anders, als von der großen Meisterin Natur gelernt zu haben. So handelt jedes Kind auf jedem Fleck der Erde, wo es Menschen giebt und wo es je welche gab. Diese Empfindungen hat der zarte Mensch mit den Thieren gemein; denn sie sind zur Erhaltung der Gattungen und Geschlechter unumgänglich nöthig, und deshalb

pflanzte

pflanzte sie die Natur so tief und so frühzeitig ein.

So möchte es sich aber wohl nicht mit der Schaamhaftigkeit und manchen andern Empfindungen und Erleben des Menschen verhalten. Denn, wie wir gesehen haben, nicht alle Nationen haben und hatten je diejenigen Begriffe von Schaamhaftigkeit, welche wir damit verknüpfen; ja manche kannten und kennen diese Empfindung gar nicht. Wie kann man dem wilden Naturmenschen z. B. der ganz nackt, ohne irgend einen Theil seines Körpers zu bedecken, umherläuft, wohl schaamhaft nennen? Oder, wie findet diese Empfindung wohl bei dem rohen Barbaren statt, der kein Bedenken trägt seine Mutter oder seine Schwester zum Weibe zu nehmen und mit ihnen Kinder zu zeugen?

Die Schaamhaftigkeit möchte also, nach meinem Dafürhalten, (doch bin ich weit entfernt, meine Meinung für untrüglich auszugeben und sie meinen Lesern und Leserinnen aufzudringen) nichts anders seyn, als eine erworbne Empfindung, als eine moralische Fertigkeit, wozu die Natur allerdings den Keim in uns gelegt und nicht undeutliche Fingerzeige gegeben hat.

Hat

Hat sie z. B. diejenigen Theile, welche wir
 in Büchten und gleichsam in Ehren halten sollen,
 nicht so angebracht, daß sie dem Auge mehr ver-
 borgen sind, als andre edlere Theile? Die Werk-
 zeuge des Gesichtes und des Gehörs, diese edel-
 sten Sinne des Menschen, hat sie oben an den
 Kopf gesetzt, und sie, eben so wie die Nase, den
 Mund u. s. w. nicht bloß zur Erreichung ihrer
 wichtigsten Zwecke, sondern auch zur Verschöner-
 ung und Zierde der menschlichen Figur zu benutz-
 zen gewußt; andern Werkzeugen aber, welche
 mehr für die animalische als geistige Natur des
 Menschen von Wichtigkeit sind, wies sie einen
 andern, minder hervorragenden, niedrigeren
 Rang an, wie z. B. den beiden Hauptwegen
 der gröbern Absonderung; oder sie richtete diese
 Werkzeuge so künstlich subtil ein, daß sie das Auge
 kaum bemerket. Die Schweißlöcher oder Poren
 z. B., welche in zahlloser Menge über den gan-
 zen Körper verbreitet und gleichsam eben so viele
 Kanäle sind, wodurch sich die Natur ihrer Un-
 reinigkeiten entledigt, können mit bloßen Augen
 kaum wahrgenommen werden u. s. w. Würde
 es die Schönheit der menschlichen Figur nicht ver-
 stellen, ja würde es nicht selbst einen eckelhaften

An-

Publik gewähren, wenn diese sichtbar und in die Augen fallender wären? Doch es würde mich zu weit führen, wenn ich diese wundervolle Einrichtung des menschlichen Körpers, welche nicht bloß auf physische, sondern eben so weise als gütig auf moralische Zwecke abzielt, weiter auseinander setzen wollte.

Die Schaamhaftigkeit kann also auch nur, wie meine Leser und Leserinnen nicht zweifeln werden, bei den mit Vernunft begabten Geschöpfen Gottes, das heißt, bei den Menschen Statt finden. Bei den Thieren ist sie auf keine Weise gedenkbar, wenn sie nemlich, wie ich zu zeigen gesucht habe, eine erworbne Empfindung, eine moralische Fertigkeit ist; und wenn sie sich in der Wahrnehmung und Unterscheidung des Schönen und Häßlichen, des Schicklichen und Unschicklichen, des Sittlichen und Unsittlichen, in der Empfindung des Vollkommenen oder Bessern und Unvollkommenen oder Mangelhaften u. s. w. äußert; sei es nun, daß dieses Schöne und Häßliche, Schickliche und Unschickliche, dieses Vollkommne und Unvollkommne seinen Grund in der Natur der Dinge und Menschen, oder nur in der Annahme und Uebereinkunft der letztern habe.

So

So ist es z. B. nach den Sitten der Morgenländer den Weibern und Mädchen nicht erlaubt, sich öffentlich ohne Schleier sehen zu lassen, und ein Weib oder Mädchen, welches dies wagte, würde die Gesetze des Anstands verletzen und für schamlos gehalten werden. Wem kommt es aber bei uns in den Sinn, das weibliche Geschlecht der Schamlosigkeit zu bezüchtigen, wann es öffentlich ohne Schleier, oder wann es in den Gesellschaften der Männer erscheinet? Oder wer wird bei uns ein junges Mädchen, das Tanz und Musik liebt, tadeln und für frech und unverschämt halten? da doch bei den alten Römern diese letzte Kunst nur ein Geschäft der Sklavinnen, und der Tanz gar nur ein Gewerbe verworfener Dienerinnen der Venus vulgivaga war? Wer macht es bei uns einem Frauenzimmer zum Vorwurf, öffentlich als Schauspielerin aufzutreten? Bei den Griechen und Römern aber wurde dies für schändlich und entehrend gehalten, und es war nicht einmal den Sklavinnen erlaubt sich dieser Lebensart zu widmen. Ja wer weiß nicht, daß noch im vorigen Jahrhundert, in Frankreich und andern Ländern Europens bloß Männer und Knaben als Schauspieler auftreten durften, da man

man jetzt die Talente einer guten Schauspielerinn eben so sehr zu schätzen weiß als die eines Schauspielers? Alles dies beweiset zur Genüge: daß Schaamhaftigkeit nicht selten auf Uebereinkunft oder auf Konventionz u. s. w. beruhet, und daß man bei Beurtheilung ihrer Quellen hierauf als ledings sehr Rücksicht nehmen müsse.

Jene Unterscheidungen, Wahrnehmungen und Empfindungen des Schönen und Häßlichen, des Schicklichen und Unschicklichen, des Sittlichen und Unsittlichen u. s. w., worin wir also das Wesen der Schaamhaftigkeit sehen, können oftmals nur sehr dunkel und verworren seyn; ihre Stimmen können oftmals in uns sehr schwach und leise sich hören lassen; und gleichwohl werden wir sie verstehen und ihren Befehlen gehorchen; gewiß eine gewisse Anordnung der Natur!

So wird z. B. ein junges, unverdorbnes Mädchen bei dem leisesten Händedruck eines Jünglings, der sich mit Bescheidenheit und Schüchternheit ihr nähert, und in dessen Blicken das Feuer der Liebe und des Entzückens glühet, oder der einen feurigen Kuß auf ihre Keuschen, nie berührten, nie entweihten Lippen drücket; so wird, sage ich, ein keusches, unverdorbenes Mädchen
die

die Augen schaamhaft niederschlagen; sie wird voll Verlegenheit ihr Gesicht wegwenden und dem Anblick des Jünglings, so wie seiner Umarmung zu entfliehen streben, wenn gleich ein inneres Behagen, ein gewisses ihr selbst noch verborgnes und unbekanntes Wohlgefallen, welches nichts anders ist als Vorgesühl der Liebe, als Ahndung ihres Entzückens, sie fast unwiderstehlich zu ihm hinreißt und allgewaltig an ihn ankettet.

Die Schaamhaftigkeit ist also, diesem zufolge, von einer gewissen Bildung des Geistes, von einer gewissen Verfeinerung und Beredlung der Empfindungen, von einer gewissen Vervollkommnung der Sitten und des moralischen Gefühls durchaus unzertrennlich.

Der wilde rohe Naturmensch der alle diese Vorzüge, welche die Früchte der Kultur sind, nicht kennet, kann eben deshalb keine Schaamhaftigkeit kennen. Ihm wird es einerlei seyn, ob auf seine Sinne angenehme, gefällige und schöne, oder widrige, ekelhafte und schmutzige Eindrücke gemacht werden, weil er den Unterschied derselben eben so wenig fühlt und kennet als der Blindgebohrne Licht und Finsterniß, schwarz und weiß, oder der Taubgebohrne einen Nebel.

Män. Mensch. 2. Bd. C laut

laut von einem Wohl laut, eine Dissonanz von einer entzückenden Harmonie zu unterscheiden weiß.

Wer das Gesagte einsieht, wird sich gewiß nicht mehr über die kontrastirenden Abweichungen, über die auffallenden Unterscheidungen der verschiedenen Sitten und Gebräuche fast aller Nationen und Völkerschaften der Vorzeit und der Jetztzeit wundern. Er wird es ferner sehr begreiflich finden, wie die Sittenrichter und Morallisten Schaamhaftigkeit und Schaamlosigkeit für sichere Merkzeichen, für einen zuverlässigen Prüfstein der Sittenreinheit und des Sittenverderbnisses, der Keuschheit und Unkeuschheit bei ganzen Völkern und bei einzelnen Menschen ausgeben können.

Doch dieses letztere bedarf vielleicht noch einiger Erläuterungen; man erlaube mir also hierüber meine Meinung mit wenigen Worten, und zwar vorzüglich in Hinsicht auf einzelne Menschen, vortragen zu dürfen.

Derjenige Mensch, dessen Gefühl für das Schöne und Häßliche, für Sittlichkeit und Unsittlichkeit u. s. w. entwickelt und ausgebildet wurde, wird, nach Maßgabe eben dieser Entwicke-

wicke-

wickelung und Ausbildung, von gewissen körperlichen Gegenständen in der Natur, von gewissen Handlungen und Berichtigungen, die entweder von ihm selbst oder von andern vernünftigen Wesen herköhren, mehr oder weniger angenehm oder unangenehm afficirt, oder in einen ihm selbst behaglichen und gefälligen oder unbehaglichen und mißfälligen Seelen; oder Gemüthszustand versetzt.

Der gefühllose, stumpfe, indolente, rohe und ungebildete Mensch hingegen wird durch dergleichen Eindrücke wenig oder gar nicht in Bewegung oder Thätigkeit gesetzt. Er sieht die meisten Dinge in der Welt mit offenen Augen an, ohne darüber nachzudenken, ohne dabei etwas zu empfinden.

So wird z. B. der wilde Massaget seine alten abgelebten Eltern schlachten und sich mit kaltem Blute aus ihren Gliedern eine Mahlzeit bereiten; so wird der abscheuliche Hyrtanier seinen entkräfteten Vater, seine betagte Mutter, seinen ihm unnützen oder vielleicht lässigen nächsten Verwandten den Hunden und Vögeln des Himmels lebendig vorwerfen, und sie ungerührt und unerschüttert von ihnen verzeh-

zehen sehen u. s. w. So wird aber im Gegentheil der gebildete, verfeinerte Mensch, der Anstand, Sittlichkeit, Recht und Pflicht kennt und liebet, schon erröthen, sich schon schämen und sich selbst herabgewürdigt glauben, wann er nur die kleinste Pflicht gegen seinen Vater, seine Mutter, seine Anverwandten, Freunde oder Nebenmenschen verabsäumt oder nicht gehörig erfüllt zu haben glaubt. O welcher ein Unterschied zwischen Menschen und Menschen, die doch alle Kinder eines gemeinschaftlichen Vaters sind!

So wird der tief und fein fühlende Jüngling erröthen, sich schämen und beschämt seine Augen niederschlagen, wann er sich mit einem Blick, mit einem Wort, oder mit der kleinsten Handlung vergaß, und von seinem geliebten Mädchen, dessen Liebe ihm über alles theuer ist, oder von einem geschätzten Freunde, dessen gute Meinung, dessen Vertrauen, dessen Liebe er um alles in der Welt nicht verscherzen möchte, bemerkt oder gar bezüchtigt wird. O könnte er doch seinen Blick, sein Wort wieder zurücknehmen! Könnte er doch selbst die kleinste Handlung der Unbesonnen-

nen:

nenheit, des jugendlichen Leichtsinns ungeschehen machen! Könnte er doch das Andenken daran gänzlich vertilgen!

Freilich giebt es Menschen in Menge, denen diese Zartheit und Feinheit des Gefühls gänzlich fehlt; die mit den schmutzigsten Gedanken, mit den entehrendsten Handlungen gleichsam vertraut geworden sind; die der Ausschweifung und dem Laster gleichsam mit frecher Mühe ins Gesicht blicken und sie recht geflissentlich überall zur Schau tragen. Solche Menschen wissen aber auch nichts von Züchtigkeit, Keuschheit und Schaamhaftigkeit. Ihr ganzes Wesen ist Frechheit und Schaamlosigkeit.

Wehe aber ihnen! Wehe dem Jüngling, wehe dem Mädchen, welche die schöne Blume Schaamhaftigkeit leichtsinnig und ruchlos abbrechen, mit Verachtung von sich werfen, oder gar muthwillig mit Füßen treten.

Wehe aber vorzüglich dem Mädchen und Weibe, welche sich dieses Leichtsinns, dieser Sünde schuldig machen. Denn für sie ist Schaamhaftigkeit der köstlichste Schmuck, köstlicher als Perlen und Gold. Ja haben sie erst diesen Schmuck verlohren, so haben sie

alles verlohren, was nur noch einige reelle Werthschätzung verdient: Keuschheit, Tugend und Glückseligkeit. *Verecundia mulierem, non color fucatus ornat*, sagt das Sprichwort; das heißt: Schaamhaftigkeit zieret ein Weib besser als Schminke; und ein andres Sprichwort drückt sich eben so wahr und schön aus: *ornat corpus vestis, faciem vero pudor*, das heißt: So wie das Kleid den Körper ziert, eben so zieret Schaamhaftigkeit das Gesicht.

Schaamhaftigkeit ist aber nicht bloß Quelle des Glücks und der Wohlfahrt für einzelne Menschen, sondern auch für ganze Familien, Völker und Staaten; so wie Schaamlosigkeit für sie Quelle des Verderbens und ein zuverlässiges Zeichen ihres nahen Sturzes ist.

Hat die Schaamlosigkeit erst einmal in einem Menschen Wurzel gefaßt, so geht es mit ihr wie mit jedem Unkraut, welches immer weiter wuchert und allen andern guten Pflanzen Nahrung, Sonnenschein und Regen entzieht, sie zuletzt gänzlich erstickt und so allein das Feld behält. Hat Schaamhaftigkeit erst einmal in einem Staat Eingang gefunden, so geht

geht es demselben wie dem Körper bei einer Krankheit, wo immer ein Uebel das andre erweckt, bis derselbe endlich zu sehr entkräftet wird und zu Grunde geht. Schaamlosigkeit ist ein Gift, welches sich langsam durch alle Adern und Glieder verbreitet, und zuletzt ohnföhlbar tödtet. Sie gleichet einem bössartigen Krebschaden, der immer weiter um sich kriecht und alles entweder verdirbet oder verzehret.

Von Euch, ihr Weiber und Mädchen, fordert man die Tugend der Schaamhaftigkeit mit mehrerer Strenge und mit mehrern Rechten, als von dem männlichen Geschlecht. Denn Euch schuf die Natur aus einem feineren Stoff; Euch gab sie ein lebendigeres, innigeres Gefühl, einen feinem und richtigern Takt für Schönheit, Sittlichkeit und Anstand, als dem männlichen Geschlecht, welchem sie dafür andre und zum Theil höhere Gaben verlieh; z. B. einen schnellern und kühnern Flug der Einsichtskraft; einen tiefer eindringenden, alles durchspähenden, alles erforschenden und alles umfassenden Verstand; unerschütterliche Festigkeit und Stärke der Seele, den drohendsten Ge-

fahren Troß zu bieten, ihnen muthig entgegen zu gehn, die schwierigsten Pläne zu entwerfen und sie mit Geduld, Beharrlichkeit und wahrer Seelengröße zu vollführen.

Dem, fast möchte ich sagen, rauheren oder vielmehr erhabnerem männlichen Geschlecht ist es deshalb keinesweges in dem Maaße zur Last zu legen, wie dem weiblichen, wenn das selbe nicht jede Nuance, nicht jede, selbst die feinste Schattirung jener reizenden Tugend, welche mehr unser Vor- und Eigenthumsrecht ist, erreicht. Dies scheint sogar Wink der Natur zu seyn; indem sie diese Ungleichheit schuf; indem sie, wie gesagt, jenes Geschlecht mit höhern Geistesgaben ausstattete, uns aber vorzüglich dieses Geschenk zu Theil werden ließ, um damit unsre Schönheit zu schmücken, über unsre Vollkommenheiten Anmuth und Grazie zu verbreiten, und so die Harmonie zwischen dem Manne und Weibe recht reizend, und das Maaß der gesammten menschlichen Glückseligkeit recht voll zu machen.

Unmöglich konnte die weise, häuslicherische Natur allen alles geben. Eins muß immer das

das andre ersetzen, eins muß das andre übertragen; alles muß in einander greifen, wie in einer Maschine ein Rad in das andre, und so ein bewundernswürdiges, ein vollkommenes Ganze bilden. Wer hier an den Einrichtungen der Natur meistern, oder sie gar tadeln wollte, der würde entweder viel Anmaßung und Dünkel, oder auch viel Unwissenheit und Kurzsichtigkeit verrathen.

Laßt uns daher, Ihr meine geliebten Mitschwwestern, diesen Vorzug unsers Geschlechts, diese unsre größte weibliche Zierde und Würde stets behaupten. Nie müsse sich eine von uns durch Frechheit und Schaamlosigkeit entehren.

Bedenket nur selber: was kann wol zurückschreckender, was kann wol beleidigender und empörender seyn, als ein Mädchen, als ein Weib, welches die Schaamhaftigkeit verleugnet und Sittenlosigkeit und Frechheit zur Schau trägt? Wodurch können wir wol in den Augen der Männer uns tiefer herabwürdigen, uns und unser ganzes Geschlecht verächtlicher machen, als durch jene Laster? Und was kann uns hingegen mehr Reiz, mehr Anmuth und

Graze geben, als Keuschheit, Sittenreinheit, und die daraus entspringende Züchtigkeit ohne Ziererei, und Schaamhaftigkeit ohne falsche Schminke? Ja durch welche Tugend können wir Weiber uns mehr Verdienst um die Welt, und höhern Werth in den Augen des jede Tugend und jede Vollkommenheit liebenden höchsten Wesens verschaffen?

Es ist zu verwundern, daß die Menschen nicht von je her Verschämtheit und Schaamhaftigkeit für die sichersten Kriterien, die untrüglichen Merkzeichen der Sittenreinheit und Keuschheit, sowol bei unserm als dem männlichen Geschlecht, gehalten haben. Hätten sie auf diese Kennzeichen mehr geachtet und ihnen zur Beurtheilung und Erforschung der Keuschheit und Unschuld mehr Gewicht und Werth beigemessen, so würden sie, ohne allen Zweifel, ihre Sitten stets reiner und unschuldiger erhalten, und gewiß zu den mißlichsten und lächerlichsten Hülfsmitteln, die Keuschheit und Unschuld der Jünglinge und Männer, der Mädchen und Weiber zu erforschen, nicht so oft ihre Zuflucht genommen haben, wie sie leider nur zu häufig thaten.

Bei

Bei dieser Gelegenheit sei es mir erlaubt, einiger sehr sonderbaren Prüfungsmethoden der Keuschheit des grauen Alterthums Erwähnung zu thun. Ich glaube, die Beschreibungen derselben werden meinen Lesern und Leserinnen um desto willkommener seyn, je sonderbarer und origineller diese Methoden waren. Ob die Nachrichten davon aber ganz unverfälscht bis auf unsre Zeiten gekommen seyn mögen? dies wage ich nicht zu entscheiden. Ich gebe sie, wie sie uns die Geschichte überliefert. — Die Vesta oder Hestia war bei den alten Griechen und Römern die Göttin des Feuers; und weil man dieses Element, wegen seiner Reinheit, als ein Symbol der Keuschheit betrachtete, so war sie auch eine Schutzgöttin dieser Tugend. Sie selbst hatte von ihrem Bruder, dem Jupiter, die Erlaubniß erhalten, ihre Keuschheit unverlezt bewahren und ewig Jungfrau bleiben zu dürfen. In Rom (und an verschiednen andern Orten) waren dieser Göttin Tempel gebaut, worin mehrere Priesterinnen, ihr zu Ehren, ein heiliges immerwährendes Feuer unterhalten, und Gebete und Opfer für das Wohl des Staats verrichten mußten.

Die:

Diese Priesterinnen standen in dem größten Ansehen, so daß sie selbst Missethäter, welche zum Tode bestimmt waren, begnadigen konnten. Das strengste Gelübde, welches diese Priesterinnen zu erfüllen hatten, war das Gelübde der Keuschheit. Uebertrat eine von ihnen dasselbe, so wurde sie in ein unterirdisches Gewölbe gesperrt, worin sie des schrecklichsten Todes, nemlich des Hungertodes, sterben mußte. — Oftmals suchten sie, wenn sie in den Verdacht geriethen ihr Gelübde gebrochen zu haben, ihre Unschuld durch die strengsten Prüfungen und durch Wunder zu beweisen, welche sie durch Hülfe der Göttin verrichteten, oder zu verrichten vorgaben. Konnte die Ungeschuldigte z. B. mit einem Siebe Wasser aus dem nächsten Flusse schöpfen, und es darin bis zum Tempel ihrer Göttin tragen, so war dies ein Beweis ihrer Unschuld. — Einst rief eine angeklagte Vestalinn ihre Göttinn um Beistand an. Diese erhörte ihr Gebet; und als die Vestalin einen sehr schönen Gürtel auf den Altar derselben hinlegte, so brach plötzlich eine Flamme hervor und verzehrte denselben. Hierdurch

durch glaubte man ihre Unschuld gerechtfertigt u. s. w.

Was von dergleichen Keuschheitsproben und vorgeblichen Wundern zu halten sei, darf ich meinen Lesern und Leserinnen wol nicht sagen. Es mochte damit wol, wie mit allen Wundern, ganz natürlich zugehen. So könnte ich z. B. selbst meine Leser und Leserinnen die Kunst lehren, ohne Wunder und mit leichter Mühe Wasser in einem Siebe Meilenweit zu tragen. Doch ich fahre fort mit meiner Beschreibung der Keuschheitsproben, und komme jetzt auf eine der allermerkwürdigsten.

Auf dem Berge Aetna war dem Gotte Vulkan zu Ehren ein Tempel erbaut. In diesem Tempel befanden sich einige ihm geheiligte Hunde, (von welcher Race, dies sagt die Tradition nicht) welche die Natur mit einer so feinen Nase und mit einer so scharfen Bitterung begabt hatte, daß sie kraft derselben augenblicklich auszumitteln im Stande waren: ob diejentgen Personen, welche diesem Heiligthum sich naheten oder dasselbe wirklich betraten, ihre Unschuld und Keuschheit bis dahin unbesleckt und rein erhalten hatten oder nicht.

Der

Jeder Opfernde, welcher keine Handlung begangen hatte, über welche die Schaämhaftigkeit erröthen muß, wurde von diesen Hunden mit allen Zeichen der Freude und Ehrerbietung empfangen: diejenigen aber welche ihre Keuschheit und Unschuld nicht zu bewahren gewußt hatten, wurden von ihnen durch Bellen, Heulen und Beißen von dem Tempel fortgeschleudert.

Diana, die Göttin der Jagd, hatte, so sagt man, diese Hunde, welche sich vor allen ihren Hunden durch Feinheit des Geruchs und durch scharfe Witterung auszeichneten, ihrem Bruder dem Gotte Vulkan geschenkt. Die Geschichte schreibt der Göttin Diana bei diesem Geschenke nicht die allerlautersten Absichten zu, indem sie behauptet: sie habe ihrer Schwägerinn Venus, welche, wie bekannt, nicht die keuscheste Göttin des Olymps war, damit einen Streich spielen und an ihr, aus welchem Grunde weiß man nicht *), eine kleine Rache

*) Der Grund ist zwar nicht in der Geschichte aufbehalten worden: man darf aber eben kein großer Geist seyn, um ihn aufzufinden. Nämlich die Handlungsweise und die Grundsätze der bei

Rache üben wollte. Auch soll sie ihren Zweck nicht ganz verfehlt haben. Denn wann die Göttin Venus von ihren Besuchen, welche sie sehr häufig in und außer dem Olymp abstattete, nach Hause kam, und von den Händen nicht recht freundlich und ehrerbietig empfangen wurde, so machte ihr Vulkan ein sehr saures und unfreundliches Gesicht; und oftmals war er gar so eigensinnig und härtherzig gegen sie, daß er sie mehrere Nächte hintereinander ihr Bette allein bestiegen ließ.

Diese

beiden Göttinnen waren sich einander schnur gerade entgegengesetzt. Diana war die züchtigste aller Göttinnen des Olymps; ja sie ging in ihrer Züchtigkeit so weit, daß sie sich vom Jupiter die Erlaubniß erbat, alle Gemeinschaft mit dem männlichen Geschlecht sieden und ewig Jungfrau bleiben zu dürfen. Venus aber — doch wer kennt nicht das verliebte Temperament dieser Göttin? und wie das Sprichwort sagt; idem velle et idem nolle ea demum firma amicitia est, das heißt: zur Freundschaft wird Uebereinstimmung der Gemüther erfordert. Wo ganz entgegengesetzte Meinungen Statt haben, da sind Mißhelligkeiten etwas Gewöhnliches.

Diese Hunde wurden lange Zeit in dem Tempel des lahmen Gottes aufbewahrt *) und aufs prächtigste unterhalten. Allein man fand, daß fast alle, welche den Tempel besuchen wollten, von ihnen angeknurret und angebellt, oder gar angefallen und fortgetrieben wurden. Dieserhalb schickten die Sicilianischen Frauen, welche sehr eifrige Dienerinnen des Vulkan waren, und welche es daher gar sehr verdroß, daß der allergrößte Theil von ihnen dem Tempel sich nicht nahen durfte, in Verbindung mit vielen andern Weibern der Nachbarschaft, eine feterliche Gesandtschaft an die Priester des Tempels, mit der Bitte, diese ungezogenen Wächter, von denen sie nun schon so lange Zeit Schmach und Beschimpfung erduldet hätten, sofort abzuschaffen. Dieser Bitte fügten sie aber auch zugleich die ernstliche Drohung bei, daß sie, im Weigerungsfall, sich gedrungen sähen, dem Gotte die jährlich darzubringenden Opfer zu entziehen.

Da

*) Des Vulkan; denn dieser Gott war lahn, weil er einst bei einem sehr unsanften Fall aus dem Olymp ein Bein zerbrach.

Da die Priester in dieses Gesuch nicht willigen und die Sicilianerinnen sich fernerhin keiner Gefahr aussetzen wollten und konnten; so trafen beide Partheien für die Zukunft die Verabredung: daß ein Chor von jungen Mädchen, deren keins über sieben Jahre alt seyn mußte, dem Gotte die Opfer überbringen sollte. Jetzt bemerkte man eine sehr auffallende Veränderung bei den Hunden. Denn diese zuvor so mürrischen und wilden Thiere empfingen die jungen Mädchen mit der größten Freundlichkeit und Ehrerbietung.

Diese Hunde waren, wegen ihrer außerordentlichen Talente und wegen ihrer strengen und unbeflecklichen Sitten, fast in der ganzen alten Welt bekannt und berühmt. Als daher ein gewisser Prinz (einige sagen es sei ein König von Syrakus gewesen) ein sehr schönes junges Mädchen heirathete, so wollte er sich einen recht sichern und zuverlässigen Wächter ihrer Keuschheit verschaffen, und wußte die Priester des genannten Tempels durch viele Geschenke und Bitten zu bewegen, daß sie ihm von ihrer Zucht ein Junges abließen.

Anfangs konnte die junge Dame sich gar nicht gut mit diesem ihrem Gesellschafter und Sittensrichter vertragen. Sie that daher ihrem Gemahl die kräftigsten Vorstellungen, ja sie bat ihn verschiednmal recht flehentlich und mit vielen Thränen, sie vor diesem lästigen Wächter zu befreien. Der Prinz aber ließ sich durch ihr Bitten und Flehen, ja selbst durch ihre Thränen nicht bewegen *), sondern beruhigte sie mit der ganz lakonischen Antwort: Liebe mich tren, so wird mein Hund dich lieben. Diese Ermahnung fand bei der Dame Eingang. Sie befolgte den Rath ihres Gemahls ganz pünktlich; und von diesem Augenblick an ward der Hund ihr Freund, liebte und schmeichelte ihr, und nichts störte hinfort den Frieden ihres Hauses.

So sehr nun die junge Dame den Hund liebte, eben so sehr haßten ihn viele andere Damen der Stadt, besonders diejenigen, welche häufig bei Hofe erschienen. Denn an Cour- und Gal-

la: Las

*) Welches bei Männern ein seltner Fall zu seyn pflegt. Denn gewöhnlich sind sie gegen die Bitten und Thränen eines schönen Weibes nur allzu nachgiebig.

Ja: Tagen war er ihnen beständig im Wege, und plagte sie unaufhörlich mit seinem Knurren und Bellen. Ja manche dieser Damen konnte ihr sich durchaus nicht von Leibe halten, und mancher soll er, wie die Geschichte sagt, die Robe zerrissen haben.

Dies ging so weit, daß selbst Matronen, welchen man die reinsten und unbescholtensten Sitten zutraute, sich weigerten, fürderhin bei Hofe zu erscheinen.

Dieserhalb kam es auch endlich so weit, daß alle weiblichen Einwohner der Stadt (denn keine Frau, kein Mädchen, so entfernt sie auch vom Hofe lebte, und so jung oder alt sie auch seyn mochte, glaubte vor diesem verrätherischen bösen Hunde ganz sicher zu seyn) vereinigten, und einstimmig — gewiß ein seltner Fall bei vielen weiblichen Köpfen — die Abschaffung des Hundes mit dem größten Nachdruck von dem Prinzen forderten.

So schwer es auch hielt, den Prinzen zu bewegen, daß er in diese Forderung willigte — denn der Hund war sein und seiner Gemahlin Liebling — so sah er sich doch endlich dazu nothgedrungen,

D 2

wenn

wenn er anders einer allgemeinen, furchtbaren Revolution, womit ihn die gesammten weiblichen Einwohner seiner Staaten bedrohten, vorbeugen wollte.

Er war aber keinesweges so grausam, dem armen unschuldigen Hund das Leben zu nehmen: nein — er schickte ihn in ein fernes Land. Was dieser Hund in seinem neuen Aufenthalt für Schicksale erlebt, und wie viel Unheil er bei dem schönen Geschlecht, überall wo er hinkam, angerichtet habe, dies werde ich meinen Lesern und Leserinnen in einer eignen Biographie dieses Hundes ausführlich erzählen; denn es ist allerdings merkwürdig. Hier würde es mich zu weit von der Geschichte der Hunde des Vulkan abbringen, mit deren Erzählung ich also jetzt fortfahren will.

Diese Hunde hatten sich, wie bereits erwähnt worden, in der ganzen umliegenden Gegend, und fast in der ganzen alten Welt (denn diese, welches nur im Vorbeigehen gesagt seyn mag, war nicht so groß und erstreckte sich nicht so weit, wie die jetzige Welt. Doch ich hoffe daß meine Leser und Leserinnen dies von selbst schon wissen) durch

durch den äußerst feinen Geruch Ihrer Nasen, und durch ihre scharfe Keuschheitskunde berühmt und furchtbar gemacht. Lange trieben sie ihr Wesen, und lange waren sie die Furcht und das Schrecken aller Mädchen und Weiber.

Endlich aber ereignete es sich, daß ein Priester des Balkan, aus priesterlichen Beruf, eine auf dem Vorgebirge Lilybäum wohnende junge, eben nicht häßliche Wittwe, besuchen mußte, um sie nemlich wegen des Verlustes ihres Mannes, den sie zärtlich liebte, zu trösten, und ihr vielleicht auch mit Rath und That in ihrem betrübten Wittwenstande kräftiglich an die Hand zu gehen.

Dieser Priester, Nahatas nennt ihn die Geschichte, kam einst spät des Abends von seinem Liebeswerke zurück. Wer hätte denken sollen, was sich da ereignete? Wüthend wurde er jetzt von den Hunden angefallen; und sie würden ihn unfehlbar zerrissen haben, wenn nicht glücklicher Weise einige seiner Kollegen hinzugekommen wären und ihn von dieser Gefahr befreiet hätten.

Ein solches Betragen, ein solcher Frevel gegen einen Diener des Herrn, mußte nothwendiger

Weise die Vermuthung erregen, daß diese Thiere toll geworden. Das ganze Kollegium der Priester versammelte sich noch in derselben Nacht, wegen dieses äußerst wichtigen Ereignisses, welches von den aller übelsten Folgen seyn konnte, und man machte den verbrecherischen Hunden auf der Stelle den Proceß. Mehrere der Priester versicherten *), daß sie schon ähnliche Anwandlungen von Tollheit bei den Hunden verspürt hätten, und andere behaupteten, daß auf diese Weise keiner von ihnen inskünftige vor diesen rasenden Thieren sicher seyn würde; und so ward endlich von dem ganzen Kollegium einmüthig und einstimmig beschossen: daß man sie samt und sonders, alte und junge, schuldige und unschuldige, noch vor Sonnen-Aufgang erhängen sollte. Das Conclufum wurde pünktlich erfüllt; und so beendigten diese Hunde auf eine tragische Weise ihr thatenvolles Leben, und wurden mit Stumpf und Stiel von der Erde vertilgt.

Schade! höre ich hier manche meiner mitleidsvollen Leser und Leserinnen ausrufen, daß solche nützlich:

*) Sonderbar! Dadurch gaben sich die Herren ja ein großes dementi.

nächstlichen Ehre auf eine so ungerechte und unmenschliche Weise uns Leben kommen mußten! Schade! daß es nicht noch in unsern Zeiten solche Wächter und Bewährer der Keuschheit und Unschuld giebt! u. s. w. So sehr ich auch jene schönen Regungen des Mitleids billige, und so sehr ich selbst das traurige Ende der Hunde beklage und mich gegen die ungerechten und unmenschlichen Priester, vorzüglich aber gegen den grausamen Nahatas entrüste, (weil ich wohl tausend gegen Eins wetten mögte, daß die Hunde Recht hatten, den Priester zerreißen zu wollen, und daß jenes tête-a-tête zwischen diesem und der jungen Wittve nicht bloß auf Werke der reinen Liebe abzielte; denn man kennt ja die — man kennt ja die betrübten und jungen Wittwen) so glaube ich dennoch, meinen Lesern und Leserinnen zuzurufen zu müssen: daß Tugend, daß Keuschheit, welche einer Schildwache bedarf, nicht des Schilderhauses, ja daß sie, nach meiner Meinung, gar nichts werth sind. Wer seine Unschuld, wer seine Keuschheit nur bewahret, bloß um von keinem Kläger angeklagt, von keinem Richter überführt und nicht die Schande und der Spott der Welt zu werden, der mag immerhin nicht

unschuldig, nicht keusch seyn; denn selne Tugend ist nicht besser als die Tugend dessen, der bloß darum nicht stiehlt, weil er nicht als Dieb gehängt werden mag. Eine solche Tugend gleicht einer Schaumünze, die keinen innern Werth hat, die bloß glänzet ohne zu gelten.

Drum Jünglinge und Männer, Mädchen und Weiber, lernet den rechten Werth der Unschuld und Keuschheit, der Sittenreinheit und Schaamhaftigkeit kennen; lernet diese Tugenden ihrer Selbst wegen schätzen und lieben; lernet sie wegen des großen Lohns, wegen des tausendfältigen Segens, welchen sie ihren Verehrern gewähren, ausüben; lernet züchtig und schaamhaft vor Euch selbst seyn! Dann werdet Ihr vor Euch selbst, vor dem Richterstuhl Eures eignen Gewissens, rein und bewährt befunden werden; dann werdet Ihr nie nöthig haben vor Euch selber oder vor andern zurück zu beben und zu erschrecken. Dann werdet Ihr selbst bei den leisesten unerlaubten Gedanken, bei den verborgensten unlaute[n] Wünschen und Begierden, welche in Euren Herzen aufsteigen, erröthen. O dieses Erröthen der Schaamhaftigkeit, welches zwar nicht immer ein

ein untrügliches Zeichen Eurer Unschuld und Keuschheit, dennoch aber eine der reizendsten Tugenden Eurer Jugend und Schönheit ist, lasset Euch stets heilig seyn.

Zwar weiß ich wohl, daß selbst das Laster, daß selbst der frechste und ausgelassenste Wohlthätling, die feilste, verworfenste Duhlerin, mit diesem köstlichen Schmucke prangen können. Aber es findet ein großer Unterschied zwischen dem Nothwerden und Erdröthen der Schamhaftigkeit Statt. Doch um mich allen meinen Lesern und Leserinnen verständlich zu machen, so sei es mir erlaubt, der Quelle dieses Erdröthens etwas näher nachzuforschen, und die Ursache desselben aus physiologischen und psychologischen Gründen anzugeben.

Unser Körper hängt mit unsrer Seele genau zusammen, und das Band, welches beide mit einander verknüpft, ist so enge, daß es oftmals äußerst schwer hält, die Wirkungen des einen von den Wirkungen des andern zu unterscheiden. Krankheit, Schmerzen des Körpers u. s. w. wirken auf die Seele, schlagen ihren Muth nieder, lähmen ihre Thätigkeit, ihre Strebkraft u. s. w.

Gewisse Seelenzustände, Gemüthsbewegungen, Affekten, Leidenschaften, haben einen sichtbaren, in die Augen fallenden, oft nur kurzen, schnell vorübergehenden, oft aber auch einen bleibenden und lange dauernden Einfluß auf den Körper, und die Aeußerungen derselben sind stärker oder schwächer, je nachdem die Affekten und Leidenschaften stärker oder schwächer selbst sind, oder je nachdem der Körper mehr oder weniger reizbar und empfindlich ist, u. s. w.

Wer von meinen Lesern und Leserinnen kennt z. B. nicht die Wirkungen des Zorns, des Neides, der Freude, der Liebe u. s. w.? Man denke sich das Bild eines heftig Zürnenden. Die Muskeln seines Gesichtes sind verzerrt, die Augen funkeln, der Mund schäumt, er knirschet mit den Zähnen, stampfet mit den Füßen, zerbricht, zerreißt und zerschlägt alles, was ihm unter die Hände kommt u. s. w. Man denke sich das Bild des Neidischen, der von dieser schmutzigen Leidenschaft beständig beherrscht wird. Sein Gesicht ist bleich, hager und abgezehrt, seine tiefstehenden hohlen Augen sind weit geöffnet, nie blicken sie grade vor sich hin, sie irren, schüchtern und unstät bald hier bald dort umher, um diesem hier und

und jenem dort etwas zu entreißen und sich selbst anzumafsen. Der Verdruß über das Glück anderer Menschen hat auf seine Stirne und um seinen Mund herum tiefe Falten des Grams gezogen u. s. w. — Man denke sich ferner den Verliebten. Wird nicht sein Körper oftmals vor Sehnsucht und banger Besorgniß wegen seines geliebten Gegenstandes ganz abgezehrt? Verschwindet nicht bisweilen die schöne Röthe seiner Wangen, der bezaubernde Schmelz seiner Lippen und verlöscht nicht bisweilen das Feuer seiner Augen in kurzer Zeit? Verliert er nicht oft alles Leben, alle Munterkeit, welche zuvor seinen gesunden, kraftvollen, jugendlichen Körper beseelten? Verliert er nicht Sinn und Geschmack für alle Freuden und Genüsse, welche er nicht mit den Gegenstand seiner Liebe, seiner Sehnsucht theilen kann u. s. w.?

Doch diese wenigen unvollendeten Zeichnungen mögen hinreichen, um meine Leser und Leserinnen von dem Einfluß und der Gewalt der Affekten auf den menschlichen Körper zu überzeugen.

Nicht alle Gemüthsbewegungen und Leidenschaften wirken aber auf dieselbe Weise. Denn einige

einige sind wohlthätig, andere verderblich. Einige versehen den Körper in einen behaglichen, angenehmen und entzückenden Zustand, wie z. B. Freundschaft, Freude, Liebe u. s. w.: andere bringen einen entgegengesetzten, unbehaglichen, unangenehmen Zustand hervor, z. E. Zorn, Neid, Furcht u. s. w. Einige affliciren uns langsam, dringen unvermerkt in die Seele ein, und wenn sie einmal Wurzel gefaßt haben, so verbreiten sie sich immer weiter und weiter, bis sie sich endlich gleichsam der ganzen Seele bemächtigt haben, und über sie sowohl als über den Körper eine tyrannische Herrschaft ausüben. Andre aber entstehen plöblich, erschüttern den Körper gewaltig, und werfen ihn nicht selten gänzlich über den Haufen. Einige treiben das Blut von dem Herzen fort, jagen es schnell durch den ganzen Körper umher und durchströmen ihn gleichsam wie ein Blitz: andre hingegen drängen es nach dem Herzen zu, häufen es daselbst zusammen, und bringen auf diese Weise nicht selten, wenn diese Anhäufungen sehr stark und lebhaft sind, Krampfhafte Bewegungen hervor. Daher zittert man vor Ungeduld und Neger:

Ärger, wird blaß vor Schreck; daher erröthet man vor Schaam.

Oftmals folget in der Seele eine Gemüths-
bewegung, eine Leidenschaft schnell auf die an-
dre, und die eine wird gleichsam von der an-
dern verdrängt. In diesem Fall muß der Kör-
per schnell von einem Zustand in den andern
versetzt werden, oder, um mich mit andern
Worten auszudrücken, er muß von einem Zu-
stand schnell in einen andern übergehen. Ge-
müthsbewegungen, welche so schnell abwech-
seln, pflegt man gemischte zu nennen. So
ist z. B. die Rührung ein gemischter Affect;
So aber entsteht auch die Schaamröthe aus
schnell auf einander folgenden, und in dem
Körper entgegengesetzte Wirkungen hervorbrin-
genden Gemüthsbewegungen. Doch ich drücke
mich deutlicher aus:

Wie wir gesehen haben, so wird durch die
Affekten das Blut entweder von den Herzen
fort und hin nach den äußeren Theilen des
Körpers, oder auch von den äußeren Theilen
nach dem Herzen zu getrieben. Die Affekten der
letzten Art werden niederschlagende und
die

ble der ersten Art thätige genannt. Zu diesen letztern gehören z. B. Freude, Liebe, Hoffnung, Zorn, u. s. w.: zu jenen ersten aber Furcht, Traurigkeit, Schreck, u. s. w.

Gesezt nun in meiner Seele findet der Afssezt der Freude statt, so wird eben dadurch das Blut nach den äußeren Theilen hingetrieben werden; und daher kommt es, daß eine sanfte Freude nach und nach meine Gesichtsfarbe erhöht und rother färbet.

Wenn aber dieser Seelenzustand der Freude plötzlich und unvermuthet mit einem entgegengezetten oder niederschlagenden abwechselt, wenn er z. B. von der Furcht verdrängt wird; so werden dadurch die Blutgefäße des Körpers plötzlich zusammen gezogen (um nemlich das Blut nach den Herzen hinzutreiben); und hiedurch muß das Blut eine kürzere oder längere Zeit in den äußern Theilen zurückgehalten, gehemmt oder gleichsam stocken gemacht werden. Dieser Zustand ist der Zustand des Errothens oder der Schaamröthe. Die Schaam ist also, wie ein jeder leicht einsieht, eine

eine gemischte Empfindung, oder vielmehr ein zusammengesetzter Affekt.

Um meinen Lesern und Leserinnen die Sache recht anschaulich zu machen, so will ich ihnen ein Beispiel aufstellen, welches aus meiner eignen Erfahrung hergenommen ist: Vor einiger Zeit befand ich mich mit einem jungen wohlherzogenen Mädchen, sie hieß L. v. H., in einer Gesellschaft. Ganz zufälliger Weise traf das Gespräch einen gewissen jungen Mann G. v. M., den ich gerade einige Tage zuvor hatte kennen lernen. Weil ich an diesem jungen Manne viele liebenswürdige Eigenschaften, vorzüglich die, in unsern Tagen immer seltner werdende, Tugend der Bescheidenheit, wahrgenommen hatte, so ward ich seine Lobrednerin. Als ich dabei ganz von ohngefähr, die L. v. H. anblickte, so bemerkte ich, daß eine sanfte Schaamröthe ihre Wangen färbte. Ich schloß daraus, daß ihr Herz gegen den jungen M. nicht gleichgültig seyn müßte; und in dieser Meinung wurde ich bald nachher durch untrügliche Beweise bekräftigt.

Wie ging es aber zu, daß L. v. H. bei dem Lobe des jungen M. erröthete? Man höre meine

meine Erklärung. Sie liebte ihn schon damals in ihrem Herzen, und war vielleicht schon von seiner Liebe überzeugt. Der Gedanke an ihn konnte daher keine andere Empfindung hervorbringen, als die Empfindung der Freude. Dadurch wurde ihr Blut in einen schnelleren Umlauf, als zuvor, versetzt, und bis in die äußersten Theile ihres Körpers geströmt; und dies färbte ihre Wangen roth. Fast in demselben Augenblicke, oder zum wenigsten unmittelbar nach dieser Empfindung der Freude, erwachte in ihr eine andere Empfindung. Sie glaubte jetzt, ihre Liebe zu dem jungen M. sei vielleicht verrathen, da sie bisher bloß ihn und sich allein in dem Besitze dieses Geheimnisses gedacht hatte; und dies erweckte in ihrer Seele einen entgegengesetzten Affekt, nemlich den, der Besorgniß oder der Furcht, u. s. w. Durch diesen Affekt wurde ihr Blut plötzlich gehemmt oder einige Augenblicke (in den äußersten Enden der Adern, des Zellengewebes u. s. w.) stocken gemacht, bevor es sich nach dem Herzen zurückdrängen konnte; und diese Augenblicke waren die Augenblicke des Erdröhens.

Auf

Auf eben diese Weise erröthet der Jüngling, den man einer unanständigen oder gar unedlen Handlung beschuldigt. Das Gefühl seiner Unschuld setzt sein Blut in eine sanfte Bewegung, und treibt es durch seinen Körper umher. Aber eben dieses Gefühl wird durch die Furcht, daß er seine Unschuld vielleicht nicht wird geltend machen können, durch den Verdruß, daß sein guter Name und seine Ehre aufs Spiel gesetzt sind, welches seinem Fortkommen in der Welt, seinem ganzen Glücke nachtheilig werden kann, und durch tausend andre Ideen, welche plötzlich vor seine Seele treten, niedergeschlagen.

So erröthet das züchtige, schaamhafte Mädchen, wann ihr Ohr von ungesitteten, schmutzigen und zotenhaften Reden, oder wann ihr Auge von einem eckelhaften, widrigen, unzüchtigen Anblick beleidigt wird. Dadurch wird sie zum gerechten Widerwillen, zum Zorn entflammt; und dieser Affekt wird alsbald durch eine gewisse Betrübniß oder einen geheimen Kummer ihres feinfühlenden Herzens niedergeschlagen.

Diese Beispiele, glaube ich, werden hinreichen, um meinen Lesern und Leserinnen die Erscheinung der Schaamröthe nach physiologischen und psychologischen Gesetzen zu erklären. Sie würden aber sehr irren, wenn sie glauben wollten, daß das Rothwerden allemal ein sicheres Zeichen der Unschuld sei. Nein, keinesweges verhält es sich also. Selbst der Schurke, selbst der Bösewicht kann bisweilen erröthen, und sein Herz wird ihn in demselben Augenblick seine Niederträchtigkeit, seine Bosheit vorrücken.

Man klage z. B. einen Verräther der Freundschaft seines schändlichen Verraths an. Er glaubt, sein Verbrechen sei so fein angeponnen, daß es unmöglich entdeckt werden könne. Dies wird in seiner schwarzen Seele eine boshafte Freude erwecken, und diese Freude wird sein Blut schnell durch seine Adern treiben. Aber in demselben Augenblick wird bei ihm die Besorgniß oder Furcht erwachen, daß er vielleicht doch entdeckt werden, daß seine schwarze That vielleicht doch an den Tag kommen, und er vor der Welt nun ganz zu Schanden gemacht werden könne. Diese Besorgniß
oder

oder Furcht wird den Kreislauf seines Bluts niederschlagen und ihn plötzlich auf einige Augenblicke hemmen; und er wird, zwar nicht verschämt oder schamhaft erröthend, wegen seiner niedrigen Handlung, sondern beschämt dastehen.

Welcher Sterbliche aber ist scharfsichtig genug, um Verschämtheit oder die edle Schaamröthe von der Beschämtheit zu unterscheiden; und wer darf es daher wagen, das Erröthen überhaupt zum sichern Kriterium, zu einem untrüglichen Verwäther der Schuld und der Unschuld zu machen?

Das Erröthen findet vorzüglich bei Kindern, jungen Leuten, bei dem weiblichen Geschlecht, und bei allen Personen von sanguinischem Temperament Statt. Der Grund davon fällt in die Augen. Denn das Blut und überhaupt die flüssigen Theile bei diesen sind flüssiger, die festen Theile, z. B. Nerven, Fasern u. s. w. sind reizbarer, das Gemüth ist empfindlicher, oder für gewisse sowohl leichtere als stärkere Eindrücke empfänglicher, als bei Erwachsenen, bei dem männlichen Geschlecht und bei Personen von festerer oder auch gröberer Temperamentsmischung. Daher läßt es sich erklären,

daß alte Leute gar nicht mehr schäamroth gemacht werden können.

Das war eine recht lange und trockne Untersuchung, höre ich hier viele meiner Leser und Leserinnen sagen, und ist sie noch nicht zu Ende, so muß ich vor Ungeduld das ganze Buch fortschmeißen. Diesen Vorwurf mache ich mir selbst; ich entschuldige mich aber zugleich damit, daß die Untersuchung keinen ganz unwichtigen Gegenstand betraf, und daß ich etwas ausführlich seyn mußte, wenn ich anders für jedermann verständlich werden wollte. Damit sich jedoch meine Leser und Leserinnen von ihrer Anstrengung, welche ihnen die Lesung dieser abstrakten Sachen hat kosten müssen, nach aller Bequemlichkeit mögen erholen können, so mache ich hier selbst einen Durchpunkt; das heißt: ich beschleße hiemit dieses ganze Kapitel, ohngeachtet ich noch manches, und zwar manches Wichtige, z. B. über falsche Schaam, über auffallende Wirkungen der Schaamhaftigkeit, über die Mittel Schaamhaftigkeit zu befördern und zur moralischen Bildung der Menschen anzuwenden u. s. w. hinzufügen könnte.

Zweites Kapitel.

Woher kommt es, daß die Männer gegen die Keuschheit des andern Geschlechts und insbesondre gegen die Treue ihrer Weiber so mißtrauisch sind? Grund und Ungrund dieses Mißtrauens, u. s. w. Einfluß der höhern Stände auf die Sitten der niedrigeren Volksklassen. Vorzügliche Quellen des Sittenverderbnisses, besonders in großen Städten
u. s. w.

Ein und derselbe Gegenstand läßt sich aus tausend verschiedenen Gesichtspunkten betrachten; und theils von diesem Gesichtspunkt, den der Beobachter faßt, theils von der Beschaffenheit seines Auges, theils von seiner individuellen

Organisation u. s. w. hängt das Urtheil ab, welches er über Welt und Menschen ausspricht.

Frägt man den Greis, der unter der Last des Lebens grau ward, der nur selten mit sorgenfreier Seele die Sonne aufgehen und untergehen sah, der im Schweiß seines Angesichts einen Tag so wie alle verlebte, der selbst einen großen Theil derjenigen Zeit, welche die Natur dem Sterblichen zur Ruhe bestimmt hat, mühsame und entkräftende Arbeiten verrichten mußte, um für sich und für die Seinigen einen ärmlichen und oftmals kaum zureichenden Unterhalt zu erwerben, um sich und die Seinigen gegen Hunger und Dürste zu beschützen, der tausend kränkende und niederschlagende Erfahrungen machte, von seinen Freunden verrathen, von den Großen und Mächtigen der Erde gedrückt und gemißhandelt wurde u. s. w.; fragt man, sage ich, einen solchen Greis, der ein Mühe- und Kummervolles Leben lebte: was urtheilest du von der Welt? Sind die Menschen jetzt besser, als sie ehemals waren? oder sind sie schlechter? so wird er voll Unwillen und Verdruß ausrufen: Die Welt ist
ih

ihrem Untergange nahe; denn das Laſter hat unter den Menſchen Ueberhand genommen, und die Tugend iſt gänzlich von der Erde entflohen.

Frägt man hingegen den Jüngling, der den Schauplatz des Lebens ſo eben betritt, dem Gram und Kummer noch nie die Stirne in finſtre Falten zog, dem die Sonne des Glücks auch nicht einmal durch das kleinſte Wölkchen verdunkelt wurde, der in dem Gefühl ſeiner jugendlichen Kraft ſich der größten Thaten fähig und zu den wonnigſten Genüſſen berufen glaubt, der ein weites unabſehbares Feld vor ſich offen ſieht, worauf er ſeine Kräfte üben und gebrauchen ſoll, wo ihm Freude und Vergnügen von allen Seiten entgegen winken, wo er überall von Roſen und Veilchen und den lieblichſten Wohlgerüchen umduftet wird u. ſ. w.; fragt man einen ſolchen Jüngling: was urtheiſt du von Welt und Menſchen? ſo wird er keinen Augenblick Bedenken tragen uns zu antworten: Die Welt iſt ein Paradies, und die Menſchen ſind Engel.

Frägt man den Mann, der ſeine Urtheilskraft übt, mit ſeinem Nachdenken nicht bloß

bei der Oberfläche der Dinge verweilte, sondern tiefer in ihre Natur und ihr Wesen einzudringen, der erst viele Beobachtungen, tausend und aber tausend Erfahrungen einsammelte und sodann, wiewohl immer noch bedachtsam und schüchtern, urtheilte u. s. w.; fragt man einen solchen Mann: was urtheilst du von Welt und Menschen? sind sie schlechter oder besser, als sie ehemals waren? so wird er in Verlegenheit seyn und kaum wagen, auf unsre Frage zu antworten.

Was ich hiermit sagen wolle, wird meinen Lesern und Leserinnen schon von selbst einleuchten; nemlich, daß es schwer zu entscheiden sei: ob die Tugend im allgemeinen, und ob insbesondere einzelne Tugenden, z. B. die Tugend der Keuschheit und Sittenreinheit, unter den Menschen jetzt seltner oder häufiger angetroffen werden, als vormals?

Wenn wir jedoch bloß auf den letzten Punkt Rücksicht nehmen, so glaube ich: daß meine Leser und Leserinnen mir gerne eingestehen werden, daß die Sitten der meisten kultivirten Nationen einen gewaltigen Wechsel erlitten
 ha

haben; daß z. B. die Sitten der jetzigen Deutschen von den Sitten unsrer Voreltern sehr, ja himmelweit verschieden sind. Denn dies kann denen, die daran zweifeln mögten, durch Thatfachen aus der Geschichte unleugbar und handgreiflich gemacht werden.

Man denke sich nur einen Jüngling aus den edelsten Klassen der alten Germanen. Seine Lebensweise war ungekünstelt und seine Sitten waren natürlich; sein Körper strohte von Gesundheit und Lebenskraft, und seine Seele bebte vor keiner Gefahr zurück. —

Man denke sich hingegen einen Jüngling des jetzigen Germaniens aus eben diesen Klassen. Welch ein Unterschied! Welch ein fast ungreiflicher Kontrast! Seine Lebensweise ist nicht selten unnatürlich, seine Sitten sind entartet. Er bringt häufig den Keim zur Gebrechlichkeit des Körpers und Geistes schon mit auf die Welt; und dieser Keim wird durch Kunst, durch Erziehung, Lebensart u. s. w. noch mehr entwickelt und endlich zu seiner unvollkommenen Reife gebracht; und so wird er ein Weichling, ein Wüstling, ein Wohlküstling, ein üppi-

ger, ausschweifender Schwelger, der weit entfernt, Heldenmuth und männliche Tapferkeit zu lieben und zu üben, jede Anstrengung und jede Gefahr scheuet und flieht; der seine ganze elende Existenz bloß auf sein elendes Selbst einschränkt, bloß für sich allein genießt und keinen andern Nahmen so sehr verdient, als den eines — Egoisten, in der vollsten und umfassendsten Bedeutung dieses Wortes.

Man denke sich ein altdeutsches Mädchen. Gesundheit war ihre Zierde, und Keuschheit und Sittenreinheit ihr Schmuck, den sie höher hielt, als Gold und köstliche Edelsteine. Eine holde Schaamröthe färbete ihr natürliches Roth noch höher und machte den Schmelz ihrer Wangen noch bezaubernder. Durch ihre natürliche Schönheit und ihre ungekünstelten Tugenden entflamnte sie das Herz des Jünglings, der nur solche Schönheit, nur solche Tugenden, und keine andern, kannte und hochschätzte.

Man vergleiche mit ihr eine Dame, welche nach dem jetzt herrschenden Ton der Welt erzogen wurde. Weit entfernt die Natürliche Farbe

Farbe der Gesundheit für die schönste Zierde zu halten, nimmt sie ihre Zuflucht zu geborgten Farben, und lernt frühzeitig dasjenige durch Kunst ersetzen, was ihr von Natur abgeht. Das Weis und Noth, welches durch ihre unnatürliche Lebensart von ihren Wangen fortgewischt wird, trägt sie mit dem Pinsel und andern Werkzeugen wieder auf. Die holde Schaamröthe hält sie für entehrend, für eine Sünde gegen den Wohlstand, gegen den honten, und Keuschheit und Sittenreinheit nicht selten — für ein unnützes oder gar für ein überflüssiges und lästiges Ding u. s. w.

Dieser Unterschied findet nicht bloß zwischen den höhern Ständen der Vorzeit und Jetztzeit Statt: nein, der Kontrast ist bei den mittlern und niedern Ständen nicht minder auffallend. Und wie kann dies anders seyn? Die höhern Stände geben überall den Ton an; alles beeifert sich ihnen nachzuahmen. Der minder Begüterte will es dem Reichen gleich thun, der Niedrige dem Großen, der Diener dem Herrn. Um dies zu können, werden alle Kräfte aufgebotten und alle Triebfedern in Bewegung.

Bewegung gesetzt. Nachahmungstrieb ist dem Menschen überhaupt tief eingepflanzt; und hierzu kommt noch, daß der Niedrige die Verachtung des Höhern, daß der Arme die Verachtung des Reichen befürchtet oder sich in seinen eignen Augen herabgewürdigt glaubt, wenn er sich jenem nicht gleich stellt, wenn er jenem nicht nachiefert.

Dies ist die Quelle von tausend Uebeln, welche die armen Sterblichen zu Grunde richten. Dies ist die Quelle von sehr vielem, ja fast möchte ich sagen, von dem meisten Sittenverderbniß. Dies ist endlich der Grund, warum Zucht, Sittsamkeit und Keuschheit immer mehr und mehr unter den Menschen in Abnahme gerathen.

Wäre das Beispiel der höhern Stände besser, gewiß, das Volk wäre tugendhafter. Wären die Sitten der höhern Stände reiner und unverdorbnen, gewiß so würden es auch die Sitten des Volks seyn.

Jene Stände sind in mehr als Einem Betracht die Wegweiser auf dem Pfade der Tugend und des Glücks für die gesammte Volksmasse.

masse. Gehen also jene in der Ferre, wie können diese den rechten Weg einschlagen?

Die höhern Stände haben überdies tausend Mittel in Händen, das Volk zu leiten, es gut oder schlecht, tugendhaft oder lasterhaft zu machen. Wie oft wird nicht der reiche Wohlküstling der Verföhrer der bedrückten, nothleidenden Unschuld? Diese verspricht sich einen kleinen Theil von seinem Ueberfluß, um ihre Noth zu mildern; sie verspricht sich Vortheile von seinem Ansehen, Schutz und Beistand von seiner Macht und Gewalt; sie hoffet, sich durch ihn empor zu schwingen und den Weg zu einem glänzenden Glück, welches sie bei ihm bewundert und anstaunt, zu bahnen; und in dieser Hoffnung opfert sie alles auf, in dieser Hoffnung giebt sie dasjenige hin, was ihr bis jetzt allein übrig blieb — Tugend und Unschuld. Sollte wol nicht mancher auf diesem Wege dem Laster in die Arme geführt werden? Und wer ist alsdann der schuldigste Theil? der Verföhrer oder der Verföhrtete?

Ist dies aber gegründet, so wird daraus folgen: daß, weil die zu große Ungleichheit
der

der Glücksgüter, der Ueberfluß des Reichthums und die Macht des Großen auf der einen Seite, und die Dürftigkeit des Armen und seine zu große Niedrigkeit auf der andern Seite der Grund sehr vieler Laster unter den Menschen ist, daß ein vernunftmäßigeres Gleichgewicht der verschiedenen Stände ein großer Gewinn für die gesammte Moralität seyn mögte. Doch hiemit will ich keinesweges gesagt haben, daß aller Unterschied der Stände aufhören müsse, um die Menschen gut zu machen. Nein! dies sei ferne von mir!

Eben so ferne sei es aber auch von mir, den höhern Ständen das Sittenverderbniß der niedern lediglich allein beimessen zu wollen. Jede Menschenklasse hat ihre eignen Quellen der Immoralität, welche auseinanderzusetzen nicht zu meinem Zweck gehört; sie hat in sich selbst ihre Verführer. Der eine wirkt durch sein Beispiel, der andre wirkt als unmittelbar handelnde Person, ein dritter wirkt durch Lehren, durch Schriften und Grundsätze, welche er zu verbreiten sucht u. s. w.

Auf diese Weise wird es sehr begreiflich, wie wir Menschen nach und nach unsere Sitten einfalt

falt und Reinheit verlieren, und wie wir von der Lebensart unsrer Vorfahren abweichen konnten; wie die jetztlebende Menschengeneration beiz weitem nicht mehr das ist was die Menschen vor Jahrtausenden waren; warum die jetzigen Bewohner Deutschlands den alten Teutonen so gar unähnlich sind, daß uns unsre ältesten Vorfahren wol schwerlich für ihre Nachkommen halten mögten; kurz, warum wir in so viele Thorheiten und Laster gerlethen.

Il-y-a des folies et des vices qui se prennent comme les maladies contagieuses, sagt ein Weiser; das heißt: es giebt gewisse Thorheiten und Laster, welche die Menschen befallen, wie ansteckende Krankheiten. Dieser Ausspruch, dünkt mich, ist sehr wahr. Wer ihn begreift, und wer überdies die Schwäche der menschlichen Natur kennt, der wird die Menschen wegen vieler Thorheiten, ja selbst wegen mancher Laster entschuldigen und gewiß nicht allzu leicht ein zu strenger und unbilliger Richter derselben werden. Dies sei daher auch von mir ferne!

Das Sittenverderbniß ist aber auch unter den Menschen keinesweges ganz allgemein. Es giebt
noch

noch ganze Nationen und Völker welche sich von dem Wege der Natur nur wenig entfernt haben. Es giebt in unserm lieben deutschen Vaterlande noch Menschen, welche Unschuld und Keuschheit ehren und bewahren. Es giebt selbst noch Unschuld und Tugend in der Nachbarschaft der Ausschweifung und in der Gesellschaft des Lasters; freilich ist es von der andern Seite nicht zu leugnen, daß der Opfer der Verführung, des Leichtsinns u. s. w. eine zahllose Menge ist.

Wer die Lebensart und Sitten seiner Mitbürger und Mitbürgerinnen beobachtet hat, der wird dies letztere nicht in Zweifel ziehen. Seine Bemerkungen werden vielmehr nur zu oft seinen ganzen Unwillen rege machen, und er wird sich nicht enthalten können, diesen seinen gerechten Unwillen und Verdruß bisweilen laut werden zu lassen.

Man sehe viele Knaben und Jünglinge um sich her. Hat der Knabe nicht schon oftmals Dinge kennen gelernt, die dem Jüngling noch unbekannt seyn sollten? Kennt der Jüngling nicht schon häufig die Genüsse, welche ihm dereinst als Mann vorbehalten waren? Woher kommt es,
daß

daß so viele von ihnen vor der Zeit, noch ehe sie aufblühen, schon verwelken, wie eine Blume, welche von ihrem Stamm gepflückt wird, oder der es an Regen und Sonnenschein gebricht? daß so viele, die kaum das Alter der Reife erlangt haben, abgekehrte und ausgemergelte Körper mit sich umherschleppen, und in ihrem Knaben- und Jünglingsalter den kraftlosen Greisen ähnlich sind?

Liegt nicht ein vorzüglicher Grund in dem Sit-
tenverderbniß, und vorzüglich in der zu frühzei-
tigen Ausschweifung?

Man sehe viele unsrer Mädchen der höhern und niedern Klassen. Kaum sind sie der Reife ent-
wachsen — o ihr meine deutschen Mitschwestern!
o ihr Mädchen und Weiber! verzeiht diesen mei-
nen gerechten Klagen, diesem laut werdenden Un-
willen meines Herzens! — kaum sind sie der
Reife entwachsen, so werden sie von einer Men-
ge Liebhaber und Anbeter umstattert, die ihrer
Unschuld nachstellen und allen ihren Tritten und
Schritten gefährliche Schlingen legen, die das
süße Gift der Schmeichelei und Verführung ih-
nen frühzeitig einflößen, welches sich bald durch
Män. Reuschh. 2. Bd. § alle

alle Adern verbreitet, sie schwindeln macht, sie berauscht, sie ihrer Sinne, und leider nicht selten ihrer Unschuld beraubet.

Oft widerstehen sie zwar diesen gefahrvollen Versuchungen: aber gewiß eben so oft, wenn nicht noch öfter, werden sie ihre Opfer. Die zarte Blume wird vor der Zeit gebrochen oder gar schon in der Knospe zerknickt; ihre Unschuld ist dahin, und mit dieser ihre Tugend, ihr ganzes Glück.

Darum sehen wir in unsern Tagen so viele unglückliche Mädchen, so viele beklagenswerthe Weiber, so viele elende Mütter, so viele zerrütete Familien.

Das verführte Mädchen hat nicht bloß ihre Unschuld, Ehre und Tugend verlohren. Gewöhnlich wird sie überdies noch ein Raub der schrecklichsten Krankheiten. Oft schwindet sie langsam an den Folgen ihrer Ausschweifungen dahin, und kämpfet lange mit nagenden Schmerzen des Körpers und des Gewissens: oft aber wird sie auch von einem frühzeitigen Tode fortgerafft.

Solche traurige und niederschlagende Bemerkungen machet man leider nur allzuhäufig. Dies ist

ist der Lauf der Dinge, der gewöhnliche Lauf der großen Welt. Von solchen Gefahren werden Unschuld und Sittenreinheit umschwebet. Und dennoch sollte man nicht je zuweilen die Klage anstimmen, daß Unschuld und Sittenreinheit so gar häufig nicht unter den Menschen angetroffen werden, als dies zum Glücke der Sterblichen wol zu wünschen wäre?

Und dennoch sollte man es den Männern verargen, daß sie an der Tugend unsers Geschlechts, an der Keuschheit ihrer Weiber zweifeln?

Und dennoch sollte man es den Mädchen und Weibern verargen, daß sie an der Unschuld und Unverdorbenheit der Jünglinge und an der Treue ihrer Männer zweifeln?

Daß man aber in diesem Zweifel zu weit gehen könne, und daß insbesondre das männliche Geschlecht sich dieses Fehlers gegen das weibliche schuldig mache, ist unleugbar.

Doch meine Leser und Lesertinnen mögen über den Grund und Angrund dieser Klagen selber urtheilen. Ich werde ihnen aus meiner eignen Erfahrung Thatsachen mittheilen, von denen ich

zum mindesfen versichern kann, daß sie wahr und getreu nach der Natur kopirt sind. Hiemit mögen sie ihre eignen, die vielleicht besser, vielleicht aber auch schlimmer seyn können, vergleichen, und sodann die Resultate ziehen.

Freilich wird manche von Euch, Ihr meine Mitschwestern, die Nase über mich rümpfen, mich tabeln und sagen: daß es besser sei gewisse Erfahrungen und Beobachtungen für sich zu behalten, als sie der Welt mitzutheilen; weil hiedurch das gegenseitige Mißtrauen der beiden Geschlechter nur noch vermehrt und im Grunde so gar viel Gutes nicht gestiftet wird u. s. w. — Ihr könnt Recht haben und ich kann irren. Jedoch glaube ich: daß Beispiele aus dem wirklichen Menschenleben nicht selten belehrender sind, als die unumstößlichsten Beweise der Moral.

Uebrigens werde ich auch nicht bloß solche Beispiele anführen, wo entweder das eine oder das andre Geschlecht als schuldiger Theil erscheint. Mein, ich werde vielmehr darzuthun bemüht seyn, daß sehr vieles Mißtrauen und überhaupt sehr viele Mißheiligkeiten unter den Menschen im
allges

allgemeinen, und zwischen den beiden Geschlechtern, zwischen Gatte und Gattin, zwischen der Geliebten und dem Liebhaber insbesondere, aus nichts anderm entstehen, als aus Irrthum, aus Mißverständnissen, aus blinder Eifersucht, aus Mangel an Klugheit, Vorsicht und Ueberlegung u. s. w. Wenn ich also sowohl das eine als das andre mit Beispielen zu beweisen suche, erwerbe ich mir dadurch nicht ein Verdienst so wol um unser als um das männliche Geschlecht?

Doch wozu diese Rechtfertigung? Meine Absicht ist, Befahrung unter den Menschen zu bewirken. Und wie kann der Arzt einen Kranken heilen, ohne ihm zu gestehen, daß er krank ist, und daß dieses oder jenes Uebel seinen Körper zu Grunde richtet? Wie kann ein Gärtner seinen Garten von Unkraut säubern, wenn er dasselbe nicht keunet? Also zur Sache.

Vor einigen Jahren stand ein junger Mann mit meiner Familie in sehr engen Freundschaftsverhältnissen. Er hatte insbesondere meinem Manne sein ganzes Zutrauen geschenkt, und sich an diesen so fest angeschlossen, daß er fast nichts, wenigstens nichts von einiger Erheblichkeit, ohne dessen Rath und Billigung unternahm.

Er bekleidete einen angesehenen Posten im Staat und genoß ein Einkommen das hinreichte, ein Weib und eine Familie zu ernähren.

Lange trug er aber Bedenken, seinen Haushalt zu vermehren; lange lebte er eingeschränkt mit einem Bedienten und einer alten Wirthschafterin. Seine Lebensweise war ein Muster von Regelmäßigkeit und strenger Ordnung. Seine Sitten waren durchaus rein und unsträflich. Er bewahrte seine Unschuld, sei es daß die Umstände unter welchen er lebte, dies vorzüglich begünstigten, oder sei es, daß ihn sein Temperament nie aus dem geraden Geleise trieb, oder daß Grundsätze ihn leiteten; (denn über die geheimen Triebfedern der menschlichen Handlungen entscheidend zu urtheilen, ist wahrlich nicht leicht;) kurz, er bewahrte seine Unschuld so gewissenhaft, daß selbst seine Feinde, ja daß selbst seine Weiber ihm nicht einmal den allerkleinsten Fleck ansprächen konnten.

Er genoß die Welt. Er genoß jedes sich ihm darbietende erlaubte Vergnügen. Vorzüglich glücklich aber fühlte er sich durch die Erfüllung seiner Berufsgeschäfte; und diejenige Zeit welche
ihm

ihm diese übrig ließen, weihte er dem Apoll und den Musen. Von den letztern waren Euterpe *) und Thalia **) seine liebsten Freundinnen, in deren Umgang, wie er sich auszudrücken pflegte, er Welt und Menschen vergessen konnte.

So lebte unser Freund dreißig und einige Jahre. Oft unterhielten wir uns mit einander von den Freuden der Liebe, von dem Glücke des ehelichen Lebens, und scherzten über die alles besterzende Gewalt des Gottes Amor. Oft versicherte er, daß er mit diesem Gotte ein Bündniß geschlossen, und daß er vor seinen Pfeilen sicher sei.

Aber entweder er oder der Gott brach dieses Bündniß. Kurz unser Freund kam einst zu uns mit der Nachricht: daß er ein Wesen kennen gelernt, dessen Umgang und Unterhaltung ihm noch zauberischer und süßer zu seyn schien, als der Umgang mit jenen unsterblichen Göttinnen, den Musen, welche er sonst allen sterblichen Mädchen und Weibern bei weitem vorzuziehen pflegte.

§ 4

Mein

*) Die Göttinn der Musik.

**) Die Göttinn der Komödie.

Mein Mann konnte seine Verwunderung über die plötzliche Umwandlung unsres Freundes nicht bergen; und ich konnte nicht umhin, die Allgewalt des Gottes der Liebe aufs neue zu erheben und mit einer kleinen Schadenfreude ihm entgegen zu rufen: sehen Sie, daß Amor kein treuer Bundesgenoss ist; denn ist er nicht bundbrüchig geworden?

Tausend Schwierigkeiten waren zu bekämpfen; tausend Hindernisse zu übersteigen, um zu dem Besiz seiner angebeteten Göttin zu gelangen: aber alle Schwierigkeiten, alle Hindernisse, und wären sie noch größer gewesen, wurden glücklich besieget; und die Wunden, welche Amor dem Liebenden und der Geliebten geschlagen hatte, wurden bald durch den Gott Hymen *) geheilet.

Kein

*) Gott der Ehe, welchen die Dichter zwar nicht als Arzt vorstellen; ihm aber dennoch die Kraft heilgen, diejenigen Herzen, welche von des Amors Pfeilen verwundet wurden, durch ein bloßes Berühren mit seiner Rosenkette, welche er in der Hand trägt, zu heilen. Wahrscheinlich haben ihm die Dichter deshalb mit dem Vesculap und andern Ärzten des grauen Alterthums nicht in einer

Kein Sterblicher auf dem ganzen Erdenrund war jezt wohl glücklicher, als J. C., denn so wollen wir ihn nennen. Er trank die Lust in vollen Zügen und leerte ihren Becher nicht selten bis auf den Boden aus. Doch immer füllte er ihn aufs neue und leerte ihn wieder.

So lebte er mit seiner angebeteten Göttnin, mit seinem englischen Weibe (denn so nannte er sein Weib. Ob sie aber diesen Namen verdiente, entscheide ich nicht. Nur so viel sage ich: daß Amor eine Binde vor den Augen trägt, um dadurch anzudeuten, daß die Liebe blind ist, und daß ihr Zauber die armen Sterblichen oftmals so sehr berückt, daß sie einen Engel der Finsterniß für einen Engel des Lichts, und eine Hetäre *) für eine Vestalin halten) einige Wochen, einige Monden.

§ 5

Jezt

ner Reihe gesetzt, weil sie wissen wollen, daß seine Kuren häufig bloße Palliativkuren sind, und daß er oft ein Uebel zwar unterdrückt, dafür aber ein andres und bisweilen noch größres erzeuget.

*) So hießen bei den alten Griechen z. B. eine Phryne, eine Laïs, eine Melitta, eine Zevessa u. s. w.

Jetzt aber verschwand der Zauber vor seinen Augen; der Vorhang fiel, und die Scene veränderte sich.

In diesem Zustand kam F. C., um mir und meinem Mann seine Noth zu klagen, und den Kummer seines Herzens auszuschütten. — Sein Gesicht war entsetzt, seine Augen hatten ihr Feuer verloren und das schöne Noth seiner Wangen war wie weggewischt.

„Ich bin ein unglücklicher Mensch! waren die ersten Worte, welche er sprach, indem er zu uns ins Zimmer trat. „Die Weiber! Ach die Weiber! Hätte ichs wohl je geglaubt, daß ein Weib mir die Ruhe meines Lebens rauben würde“?

Mein Mann und ich, wir waren über diesen Eingang nicht wenig bestürzt; und unser beider angelegentlichstes Geschäft war: ihn zu beruhigen und zu bitten, daß er uns, als theilnehmenden Freunden, den Kummer seines Herzens mittheilen, und unsers größten Bedauerns, so wie unsers bestgemeinten Rathes versichert seyn mögte.

„Wir

„Wir glaubten sie so glücklich, so unbeschreiblich glücklich“, sagte ich zu ihm; „und um so mehr leid thut es uns, das Gegentheil zu hören. Vielleicht täuschen Sie sich. Vielleicht ist ihr Unglück nicht so groß, als sie wähen, oder vielleicht scheint es Ihnen nur so zu seyn“.

„O daß ich Dich meinen aufrichtigen Freund“, fuhr er hierauf fort, indem er meinem Mann in die Arme fiel und einen Strohm von Thränen vergoß, o daß ich Dich nicht um Rath fragen daß ich ohne dein Zustimmung, nach meinem eignen Kopf, nach meiner eignen blinden Leidenschaft, ohne Klugheit und Ueberlegung, meine Heirath schließen mußte! Ewig werde ichs bereuen! Hören Sie nur meine Geschichte und bedauern Sie mich; denn Hülfe ist für mich in der ganzen Schöpfung nicht zu finden“.

Hierauf erzählte er uns mit dem Ausdruck der größten Rührung und des größten Unwillens:

„Sie wissen, wie sehr, wie überschwänglich sehr ich mein Weib liebte, was ich für sie alles that, welche Hindernisse ich bekämpfte, um sie zur meinige zu machen; und wie grenzenlos glücklich
ich

ich mich währte, als ich ihre Hand in die meine
ge schloß“.

„Aber ach! es war nur Wahn! Die Treulose,
die Schändliche schwur mir zwar, nicht bloß am Al-
tare des Herrn, nicht bloß vor dem Priester, der
unser eheliches Band durch seinen Segen noch
fester knüpfen sollte, ewige Treue und ewige Lie-
be: nein tausendmal und aber tausendmal ver-
sicherte sie mir eben dies mit den heiligsten Eid-
schwüren und den heißesten Küffen, der feurig-
sten Liebe“.

„Jedoch ferne war von ihr der Gedanke, ihre
heiligsten Versicherungen und Eidschwüre halten
zu wollen. Sie wollte mich nur täuschen, mich
auf das schändlichste hintergehen. Lange genug
betrog sie mich. Aber endlich hab' ich ihre schwar-
ze Frevelthat entdeckt“.

„O ich kann mich nicht irren! und sollte ich mich
irren, so ist doch mindestens aller Schein gegen
sie. Hören Sie nur selber und sagen Sie, ob
Sie anders urtheilen, als ich“.

„Sie kennen den H., der seit mehreren Jah-
ren zur Zahl meiner vertrautsten Freunde gehör-
te.

te. Ich hielt ihn stets für einen rechtlichen, biedern Menschen, und traute ihm nicht bloß gutes Herz, sondern auch edle Grundsätze zu. Aus diesem Grunde machte ich ihn, schon vor meiner Heirath, mit meinem Weibe bekannt, und unterließ nicht, dieser seine gute Eigenschaften zu rühmen“.

„Er hatte in der Folge Eingang in unser Haus. Er war mein Freund, und ich konnte es daher nicht ungerne sehen, wenn er auch der Freund meiner Frau ward. Alles Zutrauen, welches man nur in einen Freund setzen kann, setzte ich in ihn. Wenn meine Geschäfte es bisweilen nicht erlaubten, meines Weibes Begleiter ins Schauspiel, oder Konzert, oder auf einer Promenade zu seyn, so übertrug ichs ihm; und nie stieg ein Schatten von Furcht oder Argwohn in meiner Seele auf, daß er mich aus dem Herzen meines Weibes verdrängen und sich in dasselbe festsetzen mögte“.

„Oft bemerkte ich zwar zwischen beiden eine gewisse Vertraulichkeit, eine gewisse bangende Sehnsucht des einen nach dem andern. Oft, wann H. seinen Besuch einige Zeit länger, als
ge:

gewöhnlich, aussetzte, schien mein Weib darüber unruhig zu werden. Sie erkundigte sich mit einer gewissen Aengstlichkeit nach ihm, trieb mich an, ihn aufsuchen und herbeiholen zu lassen, bewog mich nicht selten, ihn in ihrer Gesellschaft zu besuchen, u. s. w. Doch dieses alles hielt ich für nichts anders als Freundschaft, als eine durchaus unschuldige Anhänglichkeit des einen an den andern“.

„Wie sehr erstaunte ich daher, und aus welchem Traum erwachte ich, als mir neulich mein alter, treuer Bedienter einige nicht undeutliche Winke gab: daß ich auf meine Frau und den N. ein wachsames Auge haben und ihren Umgang mit einander etwas einschränken mögte, weil er wohl unter der Hand gemerkt hätte, daß beide etwas mehr für einander empfänden, als reine Freundschaft“.

„Du bist toll Johann! rief ich ihm entgegen, als er mir zum erstenmal diese Bedenklichkeiten äußerte; Du bist toll Johann! Mein Weib kann keinen außer mir lieben. Gewiß du hast dich betrogen. Denn der Schein betrügt sehr oft“.

Mein

„Mein alter treuer Diener ließ sich zwar für diesmal mit meinen Nachtsprüchen abfertigen: aber ich glaubte eine gewisse Behmuth in seiner Mine zu bemerken, welche wahrscheinlich daher entsprang, weil er mich im Herzen bedauerte“.

„Diese Mine machte mich aufmerkamer; und ich unterließ nicht, ihn von Zeit zu Zeit zu ergründen, und ihm den Auftrag zu geben: daß er mich von jedem ihm bedenklich scheinenden Vorfalle zwischen N. und meiner Frau, auch ohne mein Befragen, unterrichten sollte“.

„Lange geschah dies nicht. Endlich trat er des Morgens mit einer ungewöhnlichen Niedergeschlagenheit in mein Zimmer. Ich fragte ihn, so bald ich diese gewahr ward: „nun Johann was giebt? Siehst ja so mürrisch aus. Hast dich doch wohl nicht wieder über meine Frau und über Hrn. N. geärgert?“ „Wer könnte wohl anders, war seine Antwort, wenn man seinen Herrn liebt? Herr N. geht auf einem zu vertrauten Fuße mit Madame um; und dies kränkt mich um so mehr, da sie einen rechtschaffenen Mann hat, der sie über alles liebt, und ein unbegrenztes Zutrauen in sie setzt. Gestern Abend
als

als Sie nicht zu Hause waren, blieb Herr N. bis eilf Uhr bei Madame. Was sie so lange beisammen gemacht haben, weiß ich freilich nicht; nur so viel weiß ich, daß Madame sehr vergnügt war, und Ihnen, als Sie zu Hause kamen, ein sehr finstres Gesicht machte. In dem Nebenzimmer hörte ich ihrem Gespräche zu; und so viel ich davon verstehen konnte, so kam es mir vor, als wenn sie sich sagten, daß sie sich beide liebten; und daß Madame den Hrn. N. klagte: Sie wären oft so übler Laune, so mürrisch, daß sie ein unglückliches Leben führen würde, wenn sie diese Widerwärtigkeiten nicht bisweilen in seiner (des Herrn N.) Gesellschaft vergessen dürfte“ u. s. w.

„Du lügest Johann“, sagte ich zu ihm voller Unwillen; „Deine Augen und Ohren betrogen dich, oder du willst mich betrügen“. „Ein alter treuer Diener, war seine Antwort, kann seinem Herrn nicht belügen oder hintergehen. Es thut meinem Herzen wehe genug, daß ich sehen muß, wie sie von andern betrogen werden“.

„Bald bezweifelte ich die Ehrlichkeit meines Bedienten, bald die Treue meines Freundes und
Beis

Weibes. Die Ehrlichkeit des ersten hatte ich jedoch
 seit vielen Jahren erprobet, und sie immer so be-
 währt gefunden, daß ich so wenig in sie, als in
 seine Klugheit, mit Grund einiges Mißtrauen
 setzen konnte. Von der Treue meines Freundes
 glaubte ich, überzeugt seyn zu können; und der
 Treue meines Weibes war ich um so gewisser, je
 mehr ich sie liebte, und je mehr mir mein eignes
 Gefühl sagte, daß ich einzig und allein ihrer Lie-
 be verdiente“.

„Meine Seele schwebte also zwischen Furcht und
 Hoffnung, und schauernd bebt ich vor dem Ge-
 danken zurück: wenn Johann Recht hätte!
 Oder wenn du dein Weib, wenn du deinen
 Freund durch einen ungegründeten Argwohn be-
 leidigtest! Müßtest du dich nicht vor dir selbst,
 müßtest du dich nicht vor deinem Freund und dei-
 nem Weibe schämen“.

„Sorgfältig verhehlte ich den Kampf meines
 Herzens so wohl meinem Weibe als dem H. Ge-
 gen diesen ließ ichs an keinen Freundschaftsbezeu-
 gungen, welche er von mir gewohnt war, feh-
 len; und gegen jene suchte ich, wenn möglich,
 meine Zärtlichkeit zu verdoppeln. Ich vertrieb
 Män. Keusch. 2. Bd. G auch

auch alle Spuren des geheimen Kammers, der an meinem Herzen nagte, unterdrückte jede Aenderung von übler Laune, und nahm stets, so viel ich dies nur über mich erhalten konnte, eine heitre und frohe Mine an“.

„Meines Weibes Betragen gegen mich schien eben so wenig eine Veränderung erlitten zu haben, und ihre Liebe eben so wenig lauer geworden zu seyn, als das Zutrauen und die Freundschaft des N. Beide waren gegen mich offen, und ihr Benehmen verrieth gar keine Plane, welche sie mir verheimlichen zu müssen glauben konnten; und ich war schon im Begriff, meinen alten Verdienten der Thorheit, der Leichtgläubigkeit und des größten Irrthums zu bezüchtigen, und ihm die Weisung zu geben, daß er in Zukunft vorsichtiger in seinen Urtheilen seyn, und seinem Herrn durch ungegründete und unzeitige Besorgnisse keine quälende Furcht verursachen sollte; als ich aufs schrecklichste meinem Zweifel entrissen und von der gewissesten Wahrheit überzeugt wurde“.

„Herr N. kam nemlich gestern Nachmittag zu mir. Ich empfing ihn um so freundschaftlicher, weil ich fast glaubte, ihn in meinem Herzen be-

lei.

leidigt zu haben. Meine Frau behandelte ihn mit derjenigen Vertraulichkeit, welche sie ihm immer zu bezeigen pflegte. Wir waren alle drei recht herzlich froh mit einander, und ich söhnte mich in meinem Herzen dergestalt wieder mit ihm und meiner Frau aus, daß ich beinahe ein offenes herziges Geständniß meiner Leichtgläubigkeit und Thorheit in beider Gegenwart abgelegt hätte.“

„Inzwischen erhielt ich nothwendige Arbeiten, welche keinen Aufschub litt, und welche mich wenigstens auf einige Stunden in mein Arbeitszimmer einschlossen. Mit dem größten Bedauern, meine beiden muntern Gesellschafter auf so lange Zeit verlassen zu müssen, beurlaubte ich mich von ihnen, und bat Herrn N., meiner Frau indessen Gesellschaft zu leisten und auch den Abend bei uns zubringen zu wollen.“

„Dies ließ er sich sehr gerne gefallen; und hies mit ging ich, mit sorgensfreier Seele, an meine Arbeit, und freute mich schon im Geiste auf den Augenblick, da ich zu ihnen zurückeilen und desto froher seyn würde, weil ich alsdann für diesen Tag die beschwerlichen Geschäfte meines Amtes vollbracht zu haben und mich nun ungestört der

süßen Freude der Freundschaft und Liebe überlassen zu können hoffte“.

„Ich arbeitete mit der größten Heterkeit des Geistes, und vollendete mein Geschäft in weniger denn Einer Stunde. Jetzt verließ ich mein Zimmer und eilte meiner Gesellschaft zu. Als ich mit dem Lichte in der Hand, denn es war inzwischen Dunkel geworden, plötzlich und unvermuthet (man vermuthete nemlich nicht, daß ich meine Geschäfte schon vollendet habe, weil ich zwei Stunden Zeit dazu bestimmt hatte, und weil man von mir gewohnt war, daß ich meine Arbeit nie verließ, bevor ich sie nicht beendigt hatte) ins Zimmer trat; so fand ich meine Frau im Finstern mit N. allein, und wie es mir schien, ja wie es mir zu deutlich schien, war ihre Unterhaltung mehr als — vertraulich gewesen. Denn beide äußerten Verlegenheit und Bestürzung, die zuverlässigen Zeugen, daß unsre Handlungen nicht von unserm innern Richter, dem Gewissen, gebilligt werden“.

„So allein im Finstern“? fragte ich. Beider Verlegenheit ward sichtbarlich größer. Meine Frau stotterte eine Antwort, die ich nicht verstand

stand. Um ihnen eine tödliche Verlegenheit und eine niederschlagende Beschämung zu ersparen, ergriff ich mein Licht wieder, und eilte in mein Arbeitszimmer zurück“.

„Hier ließ ich meinem Schmerz freien Lauf. Meine Betrübniß ward fast zur Verzweiflung. „Johann hatte Recht“; „du wurdest von deinem Weibe schändlich betrogen und von einem niederträchtigen Menschen, den du für deinen Freund hieltest, der aber nichts anders war, als eine giftige Schlange, die du in deinem Busen erwärmtest, und welche dir hinterher mit ihrem Gift grausamer Weise das Leben raubte, von einem solchen Niederträchtigen wurdest du verrathen“.

„Während dieses Selbstgespräches ward meine Verzweiflung zur Wuth, und ich wollte gerade ins Zimmer eilen, um an dem Verräther und der Verrätherin, die schrecklichste Rache zu üben, als die letzte zu mir hinein trat, mir zu Füßen fiel und ihre und des H. Unschuld mit den heiligsten Verheurungen versicherte. Sie hielt mein Knie fest umfaßt, benetzte mich mit einer Thränenfluth, und schwor, nicht eher nachzulassen, als

bis ich ihr die Ursache meiner Verzweiflung und Wuth, welche sie bloß ahndete, offenherzig gestanden, ihre und des N. Unschuld eingesehen und ihnen beiden verziehen hätte“.

„Umsonst versuchte ich, mich von ihr loszureißen. Endlich stieß ich sie mit Gewalt von mir, eilte sodann hin zu dem Verräther N. Aber ich fand ihn nicht mehr in meiner Wohnung. Er hatte gehört, was zwischen mir und meiner Frau vorgefallen war; und unter diesen Umständen hatte er es nicht für rathsam gehalten, sich meiner Rache bloß zustellen“.

„Ich eilte ihm nach — und hätte ich ihn gefunden — gewiß, er wäre ein blutiges Opfer seiner eignen Schandthat geworden“!

„Die ganze Nacht, hu! die Haut grauset mir! es war eine schreckliche Nacht! irrte ich umher, und es fehlte nicht viel, so hätte ich mich, verzeih mirs Gott, daß ein solcher Gedanke in meiner Seele aufsteigen konnte, so hätte ich mich in das Schwerdt gestürzt, womit ich jenen durchbohren wollte, oder —“

Hier.

Hier endigte J. C. seine Erzählung. — Sein Weib ward indessen eben so wie N. ein Raub der schrecklichsten Verzweiflung. Sie ahndete einen fürchtbaren Ausgang dieser schreckenvollen Scene. Sie sah die drohendste Gefahr über sich, ihrem Mann und ihrem Freund schweben, und war zu unvermögend, um dieselbe abzuwenden.

Überall schickte sie ihren Diener, den alten Johann, aus, um von beiden Nachrichten einzuziehen. Mit bekümmelter Seele und naßgeweinten Augen über das Schicksal seines Herrn irrte dieser umher. Alles Suchen, alles Forschen war vergebens. Niemand hatte seinen Herrn gesehen; niemand konnte von ihm Nachricht geben; bis er ihn endlich, zu seiner größten Freude, bei einem seiner ältesten und vertrautsten Freunde antraf, in dessen Busen er zuerst seine Klagen ausgeschüttet hatte.

Doch die ganze Geschichte des J. C. und seiner Frau und des in dieselbe so sehr verflochtenen N. würde mich zu weit führen. Ich breche sie daher ab, und füge nur noch das wenigste hinzu: daß J. C. mit seiner Frau zwar in der Folge,

durch Vermittlung seiner und ihrer Freunde, wieder ausgesöhnt wurde, so daß beide noch jetzt beisammen leben; daß es aber gänzlich um die Ruhe seiner Seele geschehen ist, daß er ein unglückliches Leben lebt, und daß ein geheimer Gram, der unaufhörlich an seinem Herzen zu nagern scheint, ihn ohne Zweifel vor der Zeit ins Grab stürzen wird. Oft sucht er seinen Mißmuth zu zerstreuen und sich durch Freuden und Lebensgenüsse jeder Art an seinem Schicksal schadlos zu halten: aber dies gelingt ihm nur selten. Trübsinn, welcher oftmals an Schwermuth gränzet, ist die herrschende Stimmung seiner Seele.

Sein Weib ist mehr leichtsinnig und deshalb weniger unglücklich, als er. Sie scheint sich jenes Vorfalles gar nicht oder nur selten zu erinnern. In ihrem ganzen Wesen äussert sie eine gewisse Gleichgültigkeit gegen Welt und Menschen; und wie die allgemeine Stimme sagt, doch dieser kann man nicht immer Glauben beimessen, so ist sie weder eine gute noch eine glückliche Gattinn und Mutter.

War dieses Weib denn schuldig oder unschuldig? Konnte vielleicht ihr Mann sich nicht irren und

und den Schein für Wirklichkeit halten? Konnte sich der alte Diener nicht täuschen, oder vielleicht gar die Absicht haben, seinen Herrn, zum Nachtheil seines Weibes und Freundes, hintergehen zu wollen, weil er sich davon diesen und jenen Vortheil versprach?

Solche und ähnliche Fragen höre ich meine Leser und Leserinnen aufwerfen. Welcher Sterbliche ist aber wol im Stande, sie zu beantworten? Hierüber kann keiner entscheiden, als nur der, der die Herzen der Menschen erforschet, und vor dem selbst das allerverborgenste in dem hellsten Lichte erschelnet.

Freilich behauptete jenes Weib standhaft ihre Unschuld bei jenem Vorfall, und eben dies that M. Allein mit dem bloßen Behaupten ist die Wahrheit einer Sache noch bei weitem nicht erwiesen.

Jedoch sei es ferne von mir, die Handlungen eines Weibes in ein verdächtiges Licht stellen zu wollen. Ich bin vielmehr geneigt, wie dies nur immer ein Weib seyn kann, alle zweideutige Schritte meiner Mitmenschen, und insbesondre

meiner Mitschwestern, mit dem Mantel der Liebe zuzudecken und alles zum besten zu kehren.

Ich will gerne zugeben, wenn es meinen Lesern und Lesertinnen so scheint, daß J. C. anfangs in seinem Zutrauen zu seinem Freunde und zu der Festigkeit der Tugend seines Weibes, und nachmals in der Ueberzeugung von der Untrüglichkeit seines Bedienten, in seinem Mißtrauen zu Freund und Weib, und in seiner Eifersucht und Verzweiflung zu weit ging.

Ja ich will gerne zugeben, daß, wenn das Weib und der Freund schuldig waren, dennoch ein großer Theil der Schuld auf dem J. C. ruhet.

Warum räumete er seinem Weibe zu viel ein und bedachte nicht, was jener Weise sagt: Dans l'amour la tromperie va presque toujours si loin que la méfiance; das heißt: in der Liebe geht der Betrug sehr häufig eben so weit, als das Mißtrauen. Warum verstattete er ihr einen zu häufigen und vertrauten Umgang mit dem A.? Warum billigte er jene zu große Anhänglichkeit an diesen? Warum war er vielleicht seinem Weibe oft durch üble Laune und finstere

stre Gemüthsstimmung beschwerlich, und zwang sie gleichsam auf diese Weise in dem Umgang des M. Zerstreuung und Aufheiterung zu suchen? Warum bedachte er nicht, daß sein Weib bei den edelsten Empfindungen des Herzens immer noch Weib, und daß sein Freund bei den besten Grundsätzen von Recht und Sittlichkeit immer noch Mensch bleibe? Warum bedachte er nicht, daß der Reiz der Neuheit und der Abwechslung allgewaltig das Herz des Mannes, und vielleicht noch mehr das Herz des Weibes beherrschet? und daß jener Weise wohl sehr recht hat, welcher sagt: La plupart des femmes regardent leurs amants et leurs maris du même oeil que les cartes. Elles s'en servent pour jouer pendant quelque tems, et lorsqu'elles ont gagné, elles les jettent, et demandent de neuves et souvent perdent avec ces neuves tout ce qu'elles avoient gagné avec les vieilles; d. i.: die meisten Weiber betrachten ihre Mähner oder Liebhaber wie Spielkarten. Sie bedienen sich ihrer eine Zeitlang, und wenn sie gewonnen haben, werfen sie sie fort, fordern neue und verlieren mit diesen neuen nicht selten alles, was sie mit den alten gewonnen hatten.

Die

Die Geschichte des J. C. kann also meine junge Leser und Leserinnen' lehren: daß die Männer zwar sehr Ursache haben, gegen die Treue unsres Geschlechts, und insbesondre gegen die Treue ihrer Weiber, mißtraulich zu seyn; daß sie aber gewiß eben so sehr, wenn nicht noch mehr, Ursache haben, gegen Zweifel und Mißtrauen dieser Art auf ihrer Hut zu seyn; weil dieselben nicht selten ungegründet sind; weil daraus die traurigsten Folgen entspringen; weil sie auf diese Weise nicht bloß sich selbst, sondern auch ihren Weibern, ihren Kindern, ja ganzen Familien, Ruhe der Seele, Heiterkeit des Geistes, Brauchbarkeit für die menschliche Gesellschaft, kurz alles was nur ein Gut, was nur ein Glück kann genannt werden, gewaltsamer Weise und gleichsam vorsätzlich entreißen.

Hiermit will ich aber keinesweges gesagt haben: daß ein Mann allen Thorheiten und Ausschweifungen seines Weibes geduldig und sanftmüthig zusehen, und ihr in allen ihren Launen und Capricen nachgeben und durch die Finger sehen müsse. Ein solcher Mann, denn es giebt deren allerdings, ist mir und gewiß jedem rechtlichen Weibe im höchsten Grade verächtlich. Er ist ent-
we-

weder ein Thor aus Schwäche oder aus Grundsatz, und in beiden Fällen ist er gleich sehr Thor; in beiden Fällen handelt er strafbar.

Nein, der Mann, welcher ein leichtsinniges oder flatterhaftes Weib hat, wie z. B. das Weib des J. C. seyn mogte, muß suchen, durch Aufmerksamkeit auf ihre Handlungen und durch ein gesetztes, regelmässiges und festes Betragen, ihre Flatterhaftigkeit zu hemmen, ihre Thorheiten und ihren Leichtsinn zu unterdrücken oder ihnen vorzubauen. Er muß sie nicht, wenn er weiß daß sie leicht gleiten und fallen mögte, auf einen schlüpfrigen Pfad führen; oder, wenn er sie ja dahin führet, so muß er sie nicht aus dem Auge verlieren, und wenn möglich, an der Hand wie ein treuer Schutzengel leiten, ihr jeden Stein, an welchen sie stoßen könnte zeigen, und jeden zu gefahrvollen Schritt erleichtern u. s. w.

Man wird mir hier freilich einwenden: was ist eine Tugend werth, die man stets bewachen muß? Was ist eine Tugend werth, welche nie mit Versuchungen und Gefahren zu kämpfen hatte? Dies ist freilich wahr. Aber eben so wahr ist es auch: daß der, welcher sich in Gefahr begiebt,
nicht

nicht selten darin umkommt; und daß man das Kind so lange am Leitbände führen und mit der Hand unterstützen muß, bis seine Beine Kraft genug haben, selbst fest zu stehen und zu gehen, u. s. w.

So sehr ich auch geneigt bin, allen Männern Zutrauen zu der Tugend und Treue ihrer Weiber zu empfehlen, und ihnen Nachsicht und Duldsamkeit mit ihren Schwächen, und Vorsicht und Behutsamkeit bei der Beurtheilung ihrer Fehler und besonders ihrer Fehltritte, anzurathen; so kann ich gleichwol nicht leugnen: daß es viele weibliche Geschöpfe giebt, welche gar keine Nachsicht und Schonung von Seiten des andern Geschlechts verdienen.

Es ist nicht meine Absicht, den weiblichen und männlichen Karakter, die weiblichen und männlichen Tugenden und Laster, gegen einander abzuwägen und zu untersuchen, welche von beiden den Ausschlag geben. Jedes Geschlecht hat seine eigenthümlichen Gebrechen, so wie seine eigenthümlichen Vollkommenheiten; und sollte die Waagschaale je für das eine von beiden im allgemeinen einen Ausschlag geben, so mögte dies
wol

wol nicht für das unsrige seyn. — Nicht wahr, liebe Leser und Leserinnen, das heißt unparthei-
 isch urtheilen? Man wird sich kaum überzeugen
 können, daß dieses Urtheil von dem Munde et-
 nes Weibes ausgesprochen wurde, und dennoch
 verhält es sich so. Zur Ehrenrettung unsers Ge-
 schlechts muß ich aber zugleich beifügen, daß es
 nicht ganz unsre Schuld sei, wenn wir im allge-
 meinen um etwas schlechter sind, als das andre
 Geschlecht. Doch hievon werde ich in der Folge
 ausführlicher handeln. Hier will ich noch eini-
 ge Thatsachen aufstellen, welche die Treue und
 Untreue der Weiber zum Gegenstand haben; um
 alsdann die Fragen desto besser beantworten zu
 können: beklagen sich die Männer mit Recht oder
 Unrecht über die Untreue unsers Geschlechts?
 und woher rühren die zu häufigen und oft unge-
 gründeten Klagen?

Zu verwichnen Sommer fuhr ich mit meinem
 Mann über Land, um einer kleinen ländlichen
 Lustbarkeit von der Art beizuwohnen, wie es vier-
 le um und bei Berlin giebt, welche nemlich auf
 nichts andres abzielen, als eine größere oder klei-
 nere Anzahl Berliner aus den Thoren zu locken,
 und sich schlechten Koffee und schlechtes Bier von
 ihnen

ihnen baar bezahlen zu lassen. Denn auf reelle Belustigung und Unterhaltung der Zuschauer und Gäste haben die Unternehmer fast niemals ihr Augenmerk gerichtet. Dazu fehlt es ihnen meistens entweder an Geschmack oder an gutem Willen.

Kurz, ich war in Gesellschaft meines Mannes auf dem Lande. Unter einer großen Menge guter Freunde und Bekannten trafen wir auch Herrn W. den wir seit einiger Zeit nicht gesehen hatten. Denn wegen der Größe Berlins und wegen der vielen neuen Bekanntschaften, welche man hier alle Tage zu machen Gelegenheit hat, kann oftmals der Fall Statt finden, daß man manchen seiner Freunde in Jahr und Tag nicht sieht.

Von meinem Mann wußte ich, daß Herr W. seit etwa zwei Jahren mit einem in aller Art lebenswürdigen Weibe verheirathet sei, das, wie er sich ausdrückte an Verstand der Minerva, an Schönheit der Aphrodite und an Anmuth den Gracien gliche.

O wie brannte ich oft vor Begierde ein solches Weib, wovon mein Mann, der in diesem Stücke ein sehr feines kunstrichterliches Gefühl besaß,

seiner Miene blicken ließ, indem er diese Antwort gab; so glaubte ich so wol als mein Mann, er wolle mit uns seinen Scherz treiben.

Mein Mann drang daher weiter in ihn; aber W. gab ihm zur Antwort: „Ist das Ihr Ernst? oder bist du etwa der einzige in Israel, der das nicht weiß?“ und hierauf fuhr er fort: „so kann sich der Mensch irren; so hält er sich und seine Angelegenheiten nicht selten für so wichtig, daß sie ein jeder wissen, daß sie ein jeder gleichsam zu den seinigen machen muß. Ich glaubte ganz gewiß: meine Geschichte sei in der ganzen großen Stadt Berlin bekannt. Wann ich über die Straße ging und mich ein kleiner Bube anblickte, so glaubte ich, in seiner Miene, auf seinem ganzen Gesichte Theilnahme an meinem Schicksale und Bedauern meines Unglücks zu lesen. Und jetzt — erfahre ich, daß dasselbe einem meiner ältesten Bekannten und Freunde noch ganz unbekannt sei!“

„Sie wissen also in der That nichts davon?“ fügte er hierauf hinzu. „Nun so hören Sie denn und beklagen Sie mich oder schätzen Sie mich glücklich, je nachdem Ihr Herz Ihnen das
eine

eine oder das andre gebietet. Denn oft schein ich mir selbst der beklagenswertheste Mann zu seyn: und oft glaube ich, es dem Himmel danken zu müssen, daß er mich von einem — Teufel errettet hat."

Hierauf zog er uns aus dem Gewirre, und führte uns in eine einsame, entlegne Gartenlaube, wo wir ihm ungestört zuhören konnten. So groß unser Erstaunen war, eben so groß war unsre Erwartung, seine Geschichte zu erfahren, welche er folgendermaßen erzählte:

„Sie haben,“ indem er sich zu meinem Mann wandte, „meine Frau vor meiner Verheirathung gekannt. Sie schätzten mich glücklich zu dem Besiz eines so vortrefflichen Geschöpfes. Ja manche meiner Freunde und Bekannten beneideten mir mein Glück.“

„Ich selbst wähnte mich glücklich und träumte mir, an der Seite eines solchen Weibes durch dieses Erdenleben wie durch Elysium zu wallen. Doch dies war nur ein Traum, aus dem ich, leider! bald, ja nur zu bald, erwachte.“

„Kaum hatte ich mein Weib heimgeführt, kaum hatte ich sie in den Besiz aller Rechte eines Weib-

bes über mein Haus und alles was mir zugehört, gesehet, so entdeckte ich schon, daß mit ihr entweder plßglich eine große Veränderung vorgegangen sei, oder, daß sie nie das war, was sie mir zu seyn schien.“

„Sie erfüllte fast keine derjenigen Versprechungen, welche sie mir so heilig gelobt hatte. Mein Hauswesen schien sie wenig zu kümmern. Sie wollte sich selbst den allernothwendigsten Pflichten und Geschäften einer Gattin nicht unterziehen; und ich merkte gar bald, daß, wenn sie auf diesem Fuße fortlebte, meine Oekonomie in kurzer Zeit zu Grunde gehen müßte.“

„Mit demjenigen Aufwand, welchen ich nach meinem Stande und nach meinen Einkünften machen zu können und zu müssen glaubte, war sie keinesweges zufrieden. Alles war ihr zu klein, zu eingeschränkt. Selbst meine Wohnung und meine Meubels, worauf ich, wie Sie selbst wissen, immer sehr viel gehalten und vielleicht nur zu viel verwendet habe, waren ihr nicht anständig. Die Anzahl meiner Dienstboten war ihr nicht groß, und die Livree welche ich meinem Bedienten gebe, nicht kostbar genug.“

„Man“

„Manche Abänderungen meines Hauswesens, manche Erweiterungen u. s. f. ließ ich mir gefallen; ich gestattete ihr, daß sie sich zu ihrer Bequemlichkeit noch zwei weibliche Domestiken anschaffen durfte, und versprach, dem Bedienten mit dem neuen Jahre eine etwas glänzendere und prunkvollere Livree zu geben; und um sie ganz zu beruhigen, machte ich ihr Hoffnung, daß sich vielleicht in kurzer Zeit meine Einkünfte vermehren könnten, und daß ich sodann mein Reitpferd abschaffen und statt dessen Equipage halten wollte.“

„Kaum hatte sie dies letztere gehört, so bestand sie schon darauf, daß es sogleich geschehen sollte und versicherte, daß ihr dieser Uebelstand, daß ich nemlich keine Equipage halte, schon längst anstößig, und daß sie so eben auf dem Punkt gewesen sei, die Anschaffung derselben von mir zu verlangen. Keine Vorstellungen, keine Gründe halfen; genug die Equipage sollte durchaus in einigen Tagen zu ihrer Disposition seyn: wo nicht, so bedrohte sie mich mit der übelsten Laune von der Welt, und versprach, sich obendrein noch dadurch an meinem Ungehorsam zu rächen, daß sie desto öfter mit einem Muthwagen ausfahren,

und so meinen Beutel noch mehr in Kontribution setzen wollte, als wenn ich Equipage hielte.“

„Diese Drohungen machte sie pünktlich wahr. Denn als sie sah, daß die Equipage nicht sogleich herbei geschafft wurde, so war ihre Laune fürchterlich, und ihre Ausgaben für Lohnfahren betragen in einem Monath so viel, daß ich dafür ein Vierteljahr eignen Wagen und Pferde hätte halten können. Diesem Unwesen konnte ich nicht länger gleichgültig zusehen. Ich kündigte ihr daher an: daß sie, wenn sie so gar viele und lange Besuche abzustatten hätte, ihre Weine dazu gebrauchen sollte, und daß ich in Zukunft nur alsdann den Wagen bezahlen würde, wann es der Wohlstand erforderte, daß sie sich derselben bediente. Ihre üble Laune aber schien ich nicht zu achten, und war gewöhnlich desto heitrer gestimmt oder schien es wenigstens zu seyn, je mürrischer sie war.“

„Für meine Dienstboten war sie ein wahrer Plagegeist, so daß mir diese beständig ihre Noth klagten, und nicht selten aus meinem Dienste entlassen zu werden wünschten.“

„Dies

„Dies war eine von denjenigen Selten, welche ich am allerwenigsten an ihr leiden konnte. Denn mir scheint nichts thörigter und in jeder Rücksicht vernunft- und sinnloser zu seyn, als wenn man seinen Domestiken schlecht begegnet. Diese Menschen, welche zum Dienste anderer bestimmt sind, und welche oft für eine bloße Kleinigkeit, um ihr Leben zu fristen und hinzuhalten, ihre Freiheit, ihre Kräfte und ihren sauren Schweiß verkaufen müssen, diese Menschen, sage ich, sind an und für sich schon unglücklich genug; und es ist daher die größte Grausamkeit, die Lasten, welche ihnen das Schicksal zu tragen auferlegt hat, noch schwerer zu machen und in seinen Forderungen an sie unbillig und ungerecht zu seyn. Ja was noch mehr ist: durch harte, lieblose und unmenschliche Behandlungen gegen diese Menschen machen wir sie moralisch schlechter, als sie ohnedies leider schon oft sind, und Schaden auf diese Weise nicht bloß ihnen, sondern vorzüglich uns selbst. — Diese und ähnliche Vorstellungen machte ich meinem Weibe nicht selten: aber alles fruchtete nichts; und die Folge davon war, daß, zu meinem größten Ver-

druß mein treuer Bedienter, der mehrere Jahre in meinen Diensten gestanden, mich verließ.“

„Bald fing sie aber an, ihre üble Laune nicht bloß gegen meine Dienstboten sondern auch gegen mich selbst laut werden zu lassen. Die geringste Kleinigkeit, der allerleichteste Widerspruch von meiner Seite setzte sie augenblicklich in Harnisch und machte, daß sie bisweilen alle Fassung verlor, sich der härtesten und oftmals unanständigsten Ausdrücke bediente, mir Vorwürfe machte u. s. w.“

„In einer solchen Anwendung von üblem Humor sagte sie mir einst mit dürren Worten ins Gesicht: daß sie mich jetzt erst kennen und daß sie jetzt erst einsehen gelernt hätte, ich sei gar kein Mann für sie; daß sie den Schritt, der sie in meine Arme geführt, ewig bereuen würde u. s. w.“

„So wenig Eigenliebe ich auch zu besitzen glaube, so waren diese Vorwürfe gleichwol im Stande, mich ganz gegen sie zu entrüsten. Denn ich fühlte nur zu sehr, wie nachgiebig ich in allen Stücken gegen sie bisher gewesen war, und wie durchaus ungerecht und unbillig

lig

lig daher ihre Anschuldigungen und Vorwürfe waren. Es kam bei dieser Gelegenheit zu einer förmlichen Ehestands-Debatte, bei welcher mein Endurtheil war: daß sie sich entweder in ihrem ganzen Betragen ändern müßte, oder daß ich mich zu einem Schritt gedrungen sähe, der ihr vielleicht nicht lieb seyn würde."

„Statt sie hiemit zu schrecken oder zum wenigsten auf ihr Betragen aufmerksam zu machen, hatte ich Del ins Feuer gegossen. Von diesem Augenblick an ward sie eine wahre Furie, und ich hatte nun nicht bloß mit einem launigten, sondern mit dem trozigsten und rachgierigsten Weibe zu kämpfen. Alles was sie nur zu meinem Verdruß und Aerger ersinnen konnte, suchte sie recht geßissentlich hervor. Ueberdies schickte sie mir ihre Mutter auf den Hals, die mich nicht minder mit Furiens Grimm peinigete, als sie selbst."

„Meine Tage verfloßen unter Gram und Schmerz. Es war mir unbegreiflich, wie ich mich in dem Geschöpf so hatte irren können. Es war mir unbegreiflich, wie sie mir vor unserer Verbindung eine ganz andre zu seyn schien,

schlen, als sie gleich nach derselben war. Oft dachte ich darüber nach: aber das angestrengteste Nachdenken half mir zu nichts, bis mir endlich durch einen ohngefahren Zufall ein Licht in der Sache aufging.“

„Einst, da sie ausgefahren war, und ich, in meinen Gram versenkt, mit naßgeweinten Augen am Fenster stand, sah ich einen jungen Burschen in mein Haus kommen. Zufälliger Weise eilte ich ihm entgegen und fragte ihn: zu wem er wollte? Er gab mir zur Antwort daß er ein Billet an Mamsell D. (die Kammerjungfer meiner Frau) brächte; und auf mein Befragen, von wem er käme? stockte er und ließ eine gewisse Verlegenheit blicken. Ich sagte ihm hierauf, die D. sei nicht zu Hause, (denn sie war in der That nicht zu Hause) ich wollte das Billet aber an sie abgeben, so bald sie kommen würde. Jetzt ward die Verlegenheit des Knaben noch größer, und dies reizte meine Neugierde noch mehr. Da derselbe das Billet in der Hand hielt, so nahm ich's ihm fort und eilte in mein Zimmer, und der Knabe mit unruhiger Mine zum Hause hinaus.“

„Es

„Es mag recht oder unrecht, reblich oder untredlich seyn,“ sagte ich zu mir selbst, „genug ich muß wissen, was die Unruhe und Verlegenheit des Knaben zu bedeuten hatte; vielleicht steckt etwas dahinter;“ und hiemit riß ich das Siegel ab und — fand zu meiner größten Verwunderung in dieses Billet ein zweites eingeschlossen, welches an meine Frau gerichtet war, und sich ohngefähr also anfang und endigte:

Meine angebetete Friederike!

„Wie wehe, wie unendlich wehe hat es
 „meinem Herzen gethän, daß Du gestern
 „Zähren, heiße Zähren geweint hast. O wer
 „konnte so unmenschlich grausam seyn, Deine
 „schöne Seele so sehr zu betrüben, daß Du
 „weinen mußtest? Gewiß niemand anders als
 „der gefühllose Mensch, den die Welt Deinen
 „Mann nennt, den Du aber mit Recht ver
 „abscheuest, weil er Deine schöne Seele und
 „Dein sanftes, edles Herz nicht zu schätzen
 „weiß. O wäre ich doch bei Dir gewesen als
 „Du weintest! Gewiß jede Deiner kostbaren
 „Thränen hätte ich von Deinen Wangen küß
 „sen

„sen, und Dich eben so oft an meine sehnsuchts-
 „volle Brust drücken wollen u. s. w. Göttli-
 „ches Mädchen, denn unmöglich kann ich Dich
 „Weib nennen, beruhige Dich, vergiß Deinen
 „Harm, verscheuche ihn wenigstens bis mors-
 „gen, da auf Flügeln der Liebe in Deine Ar-
 „me eilen wird

Dein

Dich ewig treu liebender

Ch.

„Wie vom Donner gerührt stand ich da,
 nachdem ich dieses Billet gelesen hatte. Kaum
 wollte ich meinen Augen trauen. Bald schien
 mir die ganze Sache ein Traum zu seyn, und
 bald fragte ich mich selbst, ob meine erblüht-
 Phantasie mich nicht vielleicht mit leeren Lust-
 bildern täuschte. Ich untersuchte alles, Auf-
 schrift, Siegel u. s. w. tausendmal; ich las
 und las wieder, und fand immer dasselbe.“

„Also auch ungetreu warst du mir?“ rief ich
 endlich aus, „ungetreu? Nun, so ist das
 Maas deiner Sünden, so ist das Maas mei-
 ner Schande voll! Alles duldete ich, ja zu
 viel; nur dies will, dies kann ich nicht dul-
 den.

den. Wohl dir, daß du in diesem Augenblick nicht unter meinem Dache bist! Vielleicht, gerechter Himmel! vielleicht trübe dich meine grausame aber gerechte Rache. Doch du sollst ihr nicht entgehen.“

„Ganz meiner Sinnen beraubt und ohnmächtig stürzte ich jetzt zu Boden. Mein Bedienter eilte mir zu Hülfe, und als ich wieder zu mir selbst gekommen war fühlte ich mich äußerst entkräftet. Mein Zorn hatte nachgelassen, und ich fing nun an, zu überlegen, wie ich die Niederträchtige von ihrer Frevelthat überführen wollte.“

„Wie war es meinem Charakter angemessen, durch Krummwege zum Ziel zu gelangen; ich beschloß daher, auch diesmal den geraden Weg zu gehen. — Als sie am Abend spät zu Hause kam, empfing ich sie mit einer ernstern Miene. Um aber alles Aufsehn vor den Diensthoten zu vermeiden und um mich noch besser mäßigen zu können, ließ ich ihr Zeit zum Auskleiden. Hierauf ging ich in ihr Schlafkammer, wo ich sie mit ihrer Jungfer allein fand. Weil diese um das Geheimniß wußte und Unterhänd:

Händlerin war, so bedurfte es ihrentwegen keines Zurückhaltens.

„Indem ich das Billet aus der Tasche zog, und die Verrätherin sowohl als ihre Unterhändlerin scharf ins Auge faßte, fragte ich die erste: „kennst du diese Hand“? Ihre Antwort war: „ja ich kenne sie“. Hierauf fuhr ich fort: „Wer ist der Niederträchtige der dieses Billet geschrieben hat, der es wagt, dich seine angebetete Friederike zu nennen, und mich einen Gefühlosen zu schelten, der nicht werth ist, dich zu besitzen; der es wagt dir zu versprechen, auf Flügeln der Liebe in deine Arme zu eilen? Sage Weib: wer ist dieser Niederträchtige“?

„Er ist kein Niederträchtiger“, sagte sie. „Er ist mein Freund, dessen edles Herz, dessen schöne Seele ich kenne und liebe. O hätte ich ihn nicht, wie könnte ich die Leiden, welche Sie auf mich häufen, wohl ertragen? Ihn kannte, ihn liebte ich eher, als ich Sie kannte; und nie würde ich Ihnen meine Hand gegeben haben, wenn nicht“ — Jetzt konnte ich mich nicht länger halten; „wenn nicht, fiel ich
Ihr

Ihr ins Wort, dein boshafes Herz eine Freude daran gefunden hätte, einen Menschen, der dich nie, selbst nicht einmal mit einer Mine, beleidigte, für seine ganze Lebenszeit unglücklich zu machen. Du liebst also den nichtswürdigen Sch.?"

„Ja“, erwiderte sie mit frecher Stirne, „ich sage es noch einmal, daß ich den Sch. liebe, und daß ich Sie nie geliebt habe; daß ich Ihnen gezwungen meine Hand gab und bereit bin, sie in diesem Augenblick zurück zu nehmen. Ich schäme mich nicht, vor der ganzen Welt dieses Zeugniß, welches Sie eben jetzt aus meinem Munde gehört haben, abzulegen. Die Welt, glaube ich, wird mich eher bedauern als verdammen; und bin ich ja strafbar in ihren Augen, so bin ich dies mindestens nicht vor meinem eignen Gewissen; denn Liebe läßt sich nicht erzwingen. Dies ist der Bescheid, den ich Ihnen auf Ihre Fragen ertheile, und hiemit bitte ich Sie, mich allein zu lassen“.

„Eine solche Frechheit hatte ich nicht erwartet. Mehr beschämt als bestürzt begab ich mich
in

in mein Zimmer, ohne daß ich im Stande war, ein einziges Wort vorbringen zu können. Die Empfindungen, womit mein Herz an diesem Abende und in der darauf folgenden schrecklichen Nacht kämpfte, vermag ich Ihnen nicht zu schildern. Bald machte ich mir selbst Vorwürfe, klagte mich der Uebereilung an, bei meiner Verbindung mit ihr u. s. w. Bald glaubte ich, daß die ganze Schuld auf ihr ruhte; nannte sie eine Niederträchtige, eine Verrätherinn, und den Sch. einen Nichtswürdigen, einen Schurken u. s. w. Bald rechtfertigte ich sie, sprach sie sowohl als ihn von aller Schuld frei, und klagte bloß unser gemeinschaftliches ungünstiges Geschick an u. s. w.

Sedoch das Resultat von allem Hin- und Herdenken, von allem Glauben und Zweifeln, Hoffen und Fürchten war, daß ich ihr am folgenden Morgen ein Billet schrieb, dessen wesentlicher Inhalt ohngefähr dieser war:

Madame!

„Noch heute müssen Sie mein Haus verlassen. Ich entsage hinfort allen Ansprüchen, sowohl auf Ihre Person als auf Ihr Eigenthum;

wollten, und nachdem die Richter diese Gründe für gültig und scheidungskräftig befunden, und bloß wegen der etwanigen Descendenz gewisse Punkte stipulirt hatten; so wurde die Scheidung vollzogen.“

„Die Trennung von einem Weibe, das mir so vielen Kummer verursacht hatte, war für mich im geringsten nicht schmerzhaft. Ihr Andenken war in kurzer Zeit aus meiner Seele gänzlich weggewischt, und Ruhe und Freude kehrten bald in mein Gemüth, so wie in mein Hauswesen zurück.“

„Wahrscheinlicher Weise werde ich, die übrigen Tage meines Lebens ehelos zubringen, so sehr ich auch die Süßigkeiten der Liebe und das Glück, einem edlen Weibe zur Seite zu wandeln, schätze, und diejenigen fast beneide, welche dieses Glücks theilhaftig wurden. Aber man pflegt zu sagen: vestigia terrent; oder: man muß durch anderer Schaden klug werden. Wie viel mehr muß man dies also nicht durch seinen eignen?“

„Die Heirath kommt mir vor wie ein Glückstopf, worin tausendmal mehr Dieten
als

als Gewinne sind. Ein vorzüglich gutes Weib zu finden, ist eben so selten, als eine Quaterne zu ziehen; und ein treues Weib zu finden — ach! ach! Das Sprichwort ist leider nur zu wahr: Il y a peu d'honnêtes femmes qui ne se lassent de leur métier (Es giebt wenig treue Weiber, denen es nicht lästig ist, es zu seyn) und les honnêtes femmes sont des trésors cachés, qui ne sont en sûreté que parce qu'on ne les cherche point (Treue Weiber sind verborgene Schätze, welche bloß deshalb in Sicherheit sind, weil man sie nicht sucht.) Mit diesen beiden Nachsprüchen über unser Geschlecht beschloß W. seine Geschichte.

„Sie irren, lieber W. sie irren,“ fiel ihm jetzt mein Mann ins Wort. „Ich will zwar keinesweges das weibliche Geschlecht durchaus in Schutz nehmen, und gegen alle Fehler, Thorheiten und Ausschweifungen vertheidigen: aber daß es sehr viele vortreffliche Weiber giebt, ja daß diese nicht so gar selten sind, als Sie behaupten, dies, dünkt mich, fällt von selbst in die Augen. Wenn Sie von einem Baum eine erquickende, wohlthätige Frucht pflücken

3 2

und

und genießen, und sich daran den Magen verderben, werden Sie sogleich behaupten, daß der Baum ein Giftbaum sei? Gewiß nicht. Eben so verhält es sich mit dem Fall, worin Sie sich jetzt befinden. Sie verurtheilen das ganze Geschlecht wegen einer einzig Fehlenden; und darin haben Sie Unrecht.“

„Vielleicht,“ fuhr mein Mann fort, „kann Ihrem Weibe der Fehltritt, den sie sich zu Schulden kommen ließ, nicht einmal, nach Billigkeit und Gerechtigkeit, so hoch angerechnet werden, als Sie dies thun. Als ein gerader und offner Mann verargen Sies mir nicht, davon bin ich überzeugt, wenn ich Ihnen frei heraus sage: daß, meines Bedünkens, ein großer Theil der Schuld in den Umständen, ein anderer eben so großer allerdings in Ihrem Weibe, und ein dritter gewiß nicht unbeträchtlicher in — Ihnen selbst lag.“

Bei den letzten Worten sah W. meinen Mann mit großen Augen an. „Kann,“ sagte er hierauf, „hätte ich einen solchen Ausspruch von Ihnen vermuthet. Mein Gewissen spricht mich durchaus frei von aller Schuld.“

„Müssen

„Müssen Sie nicht selbst elugesehen,“ fuhr mein Mann hierauf fort, „daß Sie Ihre Frau nur kurze Zeit vor Ihrer Verbindung mit ihr gekannt haben? Und können nicht alle ihre Freunde darüber ein Zeugniß ablegen, daß die Bekanntmachung Ihrer Verlobung mit Desmoiselle — allgemeines Aufsehen machte, weil niemand wußte, wie sie zu dieser Bekanntschaft gekommen waren? Konnten Sie also w den Charakter Ihrer Frau und konnte diese den Ihrigen genugsam geprüft haben, um zu bestimmen, daß einer für den andern geschaffen war? Oder ist es etwa eben so leicht, zwei für einander passende Gemüther aufzufinden, als, verzeihen Sie diese harte Zusammenstellung, ein gleiches Joch Ochsen? — Ein großer Theil der Schuld liegt zweitens in den Umständen. Ihre Frau liebte den Sch., wie sie Ihnen dies frei gestanden hat, eher als sie Sie kannte. Vielleicht war dies ihre erste Liebe; und Horaz sagt: quo semel est imbuta recens servabit odorem testa diu; die ersten Eindrücke sind die dauerhaftesten; vielleicht verdient Sch. geliebt zu werden; vielleicht schmeichelten sich beide, alle ihrer Verbindung

sich widersehende Schwierigkeiten mit der Zeit zu besiegen, und ihre Liebe gekrönt zu sehen; und da sie ihre Hoffnung veretelt sahen, so glaubten sie vielleicht, daß es ihnen möglich seyn würde, sich über lang oder über kurz zu vergessen: aber ihre Leidenschaft hatte zu tief Wurzel gefaßt; sie mußten fortfahren sich zu lieben; und daher wollten sie eher jedem Unglück, das nur über sie kommen könnte, entgegen gehen, als von einander lassen. Ihre Frau wurde nun gezwungen, Ihnen ihre Hand zu geben: aber nichts in der Welt konnte sie zwingen Ihnen ihr Herz zu geben; denn dieses gehörte nicht mehr ihr. Wenn sie Ihnen also Liebe und Treue gelobte, so geschah dies bloß mit den Lippen, und — Doch dies wird, wie ich glaube, hinreichen, Sie zu überzeugen, daß man die Handlungen der Menschen jedesmal entweder zu hoch oder zu geringe anschlägt, wenn man nicht auf die Umstände Rücksicht nimmt, unter denen sie handeln. Rochefoucault sagt daher sehr wahr:

„Nous aurions souvent honte de nos plus belles actions, si le monde voyoit tous les motifs qui les produisent; das heißt: Wir
wür:

den uns oftmals unsrer schönsten Handlungen schämen, wenn die Welt alle Triebfedern derselben wüßte.“

„Eben so wahr und mit eben so vielem Rechte hätte er aber auch sagen können: nous n'aurions souvent honte de nos plus grandes fautes, si le monde voyoit tous les motifs qui les produisent (Wir würden uns oftmals unsrer größten Fehler nicht schämen, wenn die Welt alle Triebfedern derselben kennte.“)

„Hiemit will ich aber das Betragen Ihrer Frau keinesweges gerechtfertigt haben. Im Gegentheil, ich klage sie gleichfalls an, und halte sie für schuldig, nur nicht in dem Maße, wie Sie, lieber W. — Es ist ihr allerdings zum Vorwurf zu machen, daß sie sich in Absicht ihres eignen Herzens betrog, oder mit andern Worten, daß sie sich selbst nicht besser kannte, und sich mehr Stärke zutraute, als sie in der That besaß, nemlich die Stärke ihre Leidenschaft für Ch. besiegen zu können.“

„Wäre sie ganz offen und frelmüthig zu Werke gegangen, hätte sie es Ihnen gestanden, daß sie den Sch. liebte, gewiß Sie hätten sogleich auf ihren Besitz Verzicht gethan und sich — nach einer andern Gattinn umgesehen. Oder fürchtete sie, Ihnen dieses Geständniß abzulegen, so mußte sie ihre Leidenschaft für Sch. und ihre Abneigung gegen Sie zum wenigsten ihrer Mutter entdecken, oder sonst jemanden mit dem Zustande ihres Herzens vertraut machen. Bestand ihre Familie gleichwol darauf, sie zum Opfer gewisser politischer Verhältnisse zu machen, und zwischen Ihnen und ihr eine Heirath zu schließen, welche sich nicht auf gegenseitige Zuneigung, sondern auf bloße Konvenienz gründete; so mußte sie lieber sich eines Ungehorsams gegen ihre kindlichen Pflichten schuldig machen, als aus blindem Gehorsam sich selbst und ihren Mann in ein unvermeidliches Verderben stürzen.“

„Da sie aber die Verbindung mit Ihnen einging, so war sie eben dadurch streng verpflichtet, allen Umgang mit Sch. abzubrechen, und sich in diejenigen Verhältnisse zu fügen,
wo;

worein sie sich selbst versezt hatte. Dies alles beobachtete sie aber nicht, und dieserhalb ge-
bühret ihr der gerechteste Tadel.“

„Sie sehen, wie unpartheilich ich bei der Abwägung der Klagen, welche Sie gegen Ihre Frau vorbrachten, zu Werke gehe. Es kann seyn, daß ich zuweilen ein zu leichtes Gewicht in meiner Wagschaale gelegt habe, und zu sehr dem Grundsatz gefolgt sei: man muß sich die Menschen lieber zu gut als zu schlecht denken. Sollte dies geschehen seyn, so konnte ich zu diesem Irrthum durch nichts anders verleitet werden, als dadurch, daß ich mehrere edle weibliche Geschöpfe kenne, und weil es mir wehethut, wenn man das andre Geschlecht zu hart beurtheilt.“

Bis jezt hatte ich nur wenig mitgesprochen, aber dafür meinem Manne desto aufmerksamer zugehört. Eben war ich im Begriff, nun auch mein Scharflein zur Bekehrung des Herrn W. beizutragen, als dieser, weit heftiger als zuvor, zu meinem Mann sagte:

J 5

„Ja,

„Ja, ja, ich sehe wol, daß Sie ein erklärter Weiberfreund sind; denn sonst könnten Sie unmöglich so sehr ein Geschlecht vertheidigen, das“ — hier unterbrach er sich, weil es ihm befiel, daß er nicht mit meinem Manne allein sprach, sondern auch mit mir, und daß es ein kleiner Verstoß gegen die gute Lebensart gewesen wäre, wenn er noch unbarmherziger gegen unser armes Geschlecht losgebrochen, als er schon gethan hatte. Nach einer kleinen Pause kochte aber sein Zorn abermals auf und er fuhr fort:

„O ich kenne die Weiber! Vielleicht wäre ich glücklicher, wenn ich sie weniger kenne. Fürchtete ich nicht, die Delikatesse in Gegenwart Ihrer Frau zu beleidigen, so wollte ich Ihnen Dokumente liefern, die Sie gewiß auf einen andern Ton stimmen sollten. Doch die Wahrheit muß uns wichtiger seyn, als alle Delikatesse, welche nur zu oft nichts anders ist, als Verstellung und Heuchelei. Sie werden also entschuldigen, Madame, indem er sich zu mir wandte, wenn ich Ihnen einen Pendant zu meiner eignen Geschichte liefre, welcher zwar meine Behauptungen kräftig unterstützt, aber Ihrem Geschlechte nicht zur Ehre gerei-

gerichtet. Die Wahrheit des Factums verbürge ich, weil ich es aus dem Munde eines Freundes habe, über dessen Lippen nie eine vorsätzliche Lüge kommt, und der alle Umstände genau wissen konnte.“

Gerne hätte ich Herrn B. ersucht, uns mit dieser Erzählung zu verschonen: er schien aber von einem so starken Drang, seinem Herzen Luft zu machen und seine Galle gegen unser Geschlecht auszuschütten, angetrieben zu werden, daß mein Bitten wahrscheinlich fruchtlos gewesen seyn würde: ich schwieg also still und er erzählte:

„Sie entschuldigen,“ sagte er zu meinem Mann, „die Untreue der Weiber, und rühmen obendrein ihre Tugend; ganz vortrefflich! ha, ha, ha! Ueber ihre Gutmüthigkeit; doch vielleicht befehren Sie sich; hören Sie nur:

„Herr B., ein Mann von gesetztem Jahren, faßte, nach langen Hin- und Herschwanken, endlich den Entschluß, sich eine Gattin zuzulegen, theils weil er es für bequemer hielt, an der Hand einer Freundin durchs Leben zu schlän-

schlândern, als diese lange mühevollte Reise allein zurückzulegen; theils aber auch, weil ihm einst ganz von ohngefähr ein Geschöpf in den Wurf kam, das — seinem Herzen behagte, und wornach sein Neß auszuwerfen er der Mühe werth hielt,

Dieses Geschöpf war Demoiselle Julie, ein ganz, allerliebste, kleines, naseweises, präensionsvolles Ding, von feiner fast eleganter Erziehung, und von einem so muntern und peitillanten Humor, daß man sie eher für eine Französin als für eine ernsthafte Deutsche hätte halten sollen. Kurz Demoiselle Julie besaß alle Vollkommenheiten und Tugenden, die man bei einem Frauenzimmer, das nach dem honton der Berlinischen großen Welt erzogen ist, nur erwarten kann; das heißt: sie

Strickte, stickte, tanzte, spielte
P'Hombre, Whist, Quadrille, Trisett,
Saß beim Flügel, sang und fühlte
Mozart's himmlisches Duett: *)

„Das

*) Herr W. meinte wahrscheinlich die bekannte Arie aus der Zauberflöte: Bei Männern welche Liebe fühlen u. s. w. welches ich aus den übrigen

„Lasset uns der Liebe weihn!
„Lieben heißt glücklich seyn.
„Liebe mildert jede Plage,
„Ihr folgt jede Kreatur,
„Sie würgt unsre Lebenstage
„Winkt im Kreise der Natur,
„Deutlich zeigt ihr Zweck uns an
„Edel set ein Weib und Mann.“
Wann mit solchen Zauber Tönen
Sie der Männer Ohr ergöht,
Und, von mehr denn hundert Schönen
Angestaunt, sich niedersezt,
Dann las B. in ihrem Blick,
Und empfand der Liebe Glück;
Doch wann in der Tänzer Kreise
Sie durch bunte Reihen flog,

Und

gen angeführten, ob gleich sehr veränderten, Zeilen schliesse. Die Leser und Leserinnen werden ihn verhoffentlich diesen kleinen Irrthum als einen lapsus memoriae oder Gedächtnißfehler zu gute halten, und dies um so eher, weil sein Enthusiasmus in diesem Augenblick, da er von dem berlinischen bon ton an zu sprechen fing, so lebhaft ward, daß er in Versen sprach. Er goß daher die Worte eines andern Dichters in seine eigne Form.

Und, nach unsrer Mädchen Weise,
 Tanzend Herzen an sich zo; ;
 O dann schlug in seiner Brust
 Himmels; Wonne, Himmels; Lust.

Herr B. war, seiner gesetzten Jahre ungesachtet (denn er war schon über dreißig) ein großer Freund vom Tanz, und vorzüglich liebte er das für die Gesundheit eben so wie für die Sittlichkeit äußerst verderbliche Walzen. Wenn er ein Mädchen fand, welches mit Anstand und Ausdruck tanzte und besonders mit Leichtigkeit und Grazie walzte, so erkundigte er sich auf der Stelle: ist sie musikalisch? das heißt: singt und spielt sie? und besitzt sie ferner die erste und vorzüglichste aller politischen Tugenden; das heißt: ist sie reich? Wo er diese drei Eigenschaften, welche seiner Meinung nach Kardinal; Tugenden waren, beisammen traf, da warf er ungesäumt sein Netz aus. Dies war aber bis jetzt erst zwei; bis dreimal geschehen, weil es in der That schwer ist, mehrere so seltne Talente in Einem Gegenstande vereinigt zu finden.

Oft

Oft fand er zwar ein Mädchen, das wie ein Engel tanzte und von der Terpsichore *) selbst unterrichtet zu seyn schien: aber diese stand entweder mit der Euterpe **) oder auch mit dem Plutus ***) in keinem guten Vernehmen. Oft war er so glücklich, eine Pflanztochter der Euterpe zu finden: (denn deren giebt es ja in Berlin sehr viele) aber dieser war entweder die eine oder die andre der beiden übrigen genannten Gottheiten unhold gewesen. Nur einigemal, wie gesagt, war es ihm gelungen, eine Sterbliche aufzufinden, welche von jenen drei Gottheiten zugleich begünstigt wurde. Bei diesen fanden jedoch jedesmal gewisse Ueber'statt, so daß er sein Netz kaum ausgeworfen hatte, als er sich schon genöthigt sah, es wieder zurückzuziehen; und so lebte er denn noch im ledigen Stande, bis zu jenem glücklichen Tage, da er Julien auf einem Ball kennen lernte.

Nichts glich seinem Entzücken, als er von dieser, bei sorgfältig angestellter Erkundigung, erfuhr:

*) Die Muse der Tanzkunst.

**) Die Muse der Tonkunst.

***) Der Gott des Reichthums.

fuhr: daß sie ein wahres Schooskind jener drei Gottheiten sei, und überdieß noch tausend andre Talente besitze, welche sie zu einem Ideal von weiblichem Geschöpfe machten. Sogleich warf er sein Netz aus und — o seltnes, beneidenswerthes Glück! es war nicht umsonst: er gelangte zu dem Besiz der Angebeteten seines Herzens.

Je länger man einen Gegenstand gesucht hat, desto glücklicher fühlt man sich, wenn man ihn endlich findet. So ging es denn auch unserm B. In den ersten Wochen und Monden seiner Verbindung mit seiner geliebten Julie wurde fast unaufhörlich gesungen, gespielt, getanzt, gewalzt, geküßt, getändelt und geliebet. Doch alles hat seine Zeit und sein Ziel, sagt der weise Salomo; und dies traf auch bei unserm B. und seinem theuren Weibe ein. Ohngeachtet sie fast alle Bälle, Konzerte, Opern, Komödien u. s. w. besuchten, so fingen sie doch bald an, ein gewisses Etwas zu fühlen, welches, beim Lichte besehen, nichts anders war als — Langeweile.

Vorzüglich wurde die muntre, lebhafte und unaufhörlich nach Veränderungen schmachtende und nach Zerstreuungen dürstende Julie von dieser

fer

fer häßlichen Krankheit befallen; denn ihr Mann theilte zwar ihren Lieblingsgeschmack für Musik und Tanz mit ihr, und wußte demselben, so wie mancher anderen ihrer Lieblingsneigungen, Nahrung und Unterhaltung zu verschaffen: aber übrigens fehlte es ihm an solchen Eigenschaften, welche das Sehnen und Schmachten ihres unruhigen kleinen Herzens zu befriedigen im Stande waren; das heißt: er war weiter nichts, als eine ehrliche gute Haut, dem es aber fast gänzlich an Stoff zur angenehmen Unterhaltung, an Kopf, Kenntnissen und feiner, eleganter Bildung gebrach.

O wie glücklich wäre Julie gewesen, wenn sie nur einige dieser Talente bei ihrem Manne gefunden hätte! Welcher traurigen und freudenleeren Zukunft mußte sie aber entgegen sehen, als sie nichts von diesen allen bei ihm entdeckte! Und wie sehr mußte sie wünschen, diesem Uebelstande auf irgend eine Weise abzuhelpfen!

Sie versuchte daher, ihm Sinn und Gefühl für unterhaltende Lektüre beizubringen; holte zu diesem Ende die interessantesten Werke des Wiszes und guten Geschmacks aus ihrer Bibliothek

Män.Keuschh. 2. Bd. R her:

herwar, und gab sich nicht selten die saure Mühe, ihm diese Werke vorzulesen und zu erklären. Doch dies alles war fruchtlos, und sie rief zuletzt voller Verzweiflung aus: oleum et operam perdidit, Mühe und Arbeit ist verlohren.

Gleichwohl wollte sie noch einen Versuch machen: aber dieser sollte auch, wie sie sich fest vornahm, der letzte seyn.

Schon vor ihrer Verheirathung mit W. kannte sie einen jungen, talentvollen, geistreichen Mann, dessen Umgange und Unterhaltung sie einen großen Theil ihrer Geistesbildung und gesammten Kultur zu verdanken hatte.

Sie schlug ihrem Manne vor, mit diesem jungen Gelehrten Bekanntschaft zu knüpfen, und sich von demselben, versteht sich für ein Honorar, das dessen Verdiensten angemessen war, in verschiednen Fächern der schönen Wissenschaften Unterricht ertheilen zu lassen. Weil sie die angenehme Unterhaltung und die gründlichen Kenntnisse dieses jungen Gelehrten gar sehr herauszustreichen wußte, so entstand bei dem guten W. in der That ein kleines Verlangen, denselben kennen zu lernen, und sich in die, ihm gleichfalls gar
sehr

sehr angerühmten, schönen Wissenschaften einweisen zu lassen.

Es wurde also auf der Stelle beschlossen, den Herrn Magister K. (denn so hieß der Gelehrte) am folgenden Tage zum Abendbrodte zu bitten. Keinem Menschen konnte eine solche Einladung unerwarteter kommen, als dem Magister; denn er glaubte daß Julie, ehemals seine fleißigste und gelehrigste Schülerinn, ihn in ihrem neuen Stande längst vergessen habe. — Aber niemand konnte auch eine solche Invitation bereitwilliger und vergnügter annehmen, als eben der Herr Magister. Denn eine so fleißige, wißbegierige und deshalb so geliebte Schülerinn, als Julie war, nach einer Zwischenzeit von mehreren Monden wieder zu sehen, schien ihm in der That keine Kleinigkeit zu seyn.

Er machte also seine Toilette aufs sorgfältigste, und erschien so elegant gepuht als möglich. Seine Mine war die Mine der ehrfurchtsvollsten Bescheidenheit und Zurückhaltung, und von seinen Lippen floß Weisheit, begleitet von dem süßesten Zauber der ausdrucksvollsten und sanftesten Beredsamkeit, und erhöhet von ei-

ner Sprache, welche an Wohl laut und Anmuth dem Ton der Silberlocken glich. Wann B. oder J. ihren Mund zum Sprechen öffneten, so schwieg er bescheiden still, widersprach niemals, sondern pflichtete, besonders der Meinung des B., in allen Stücken bei.

Auf diese Weise konnte es dem Magister nicht schwer werden, zu Bs. Herzen Eingang zu finden. Dieser wurde auch in der That so sehr von ihm erbaut, daß er sich zu dessen Bekanntschaft von Herzen Glück wünschte, und ihm ein für allemal die Erlaubniß erteilte, sein täglicher Tischgenos zu seyn, wenn er nemlich nicht anderweitig engagirt wäre, und seine Geschäfte ihm erlaubten, ein paar Stunden des Tages bei einer gut besetzten Tafel und einem guten Glase Rheinwein zuzubringen.

Noch mehr aber wuchs die Achtung des ehrlichen B., als er des Magisters übrige Talente kennen lernte; als er hörte, daß derselbe mit einer nicht gemeinen Fertigkeit das Klavier spiele, und mit einer wahren Zauberstimme sänge; und als ihm seine Frau belläufig erzählte, daß er ganz vortreflich tanze
und

und eben so erbaulich und herzerschütternd predige.

„Es ist ein wahres Wunder von Gelehrten!“ rief er ganz entzückt aus. „Ja, lieber Zulchen, du hast Recht, ich werde von dem Manne viel lernen können; drum will ich keine Zeit versäumen, bei ihm Unterricht in den schönen Wissenschaften zu nehmen.“ Zulchen war hiemit sehr zufrieden und gestand ihrem Manne, daß sie selber noch gerne Lektionen bei dem Herrn Magister nehmen möchte, wenn es nur nicht so auffallend vor der Welt wäre, welche gewöhnlich urtheilte: daß eine Frau, welche den Wissenschaften zu sehr ergeben sei, meistens darüber ihre Wirthschaft versäume.

„Et was kümmert uns die Welt!“ sagte B. „wir wollen beide Unterricht bei ihm nehmen. Von diesem gemeinschaftlichen Unterrichte werden wir offenbaren Vortheil haben; denn was der eine nicht behält, das behält doch gewiß der andere;“ und hiemit wurde beschlossen: daß ihnen der Magister nicht Vorlesungen über die schönen Wissenschaften, sondern über Kants Philosophie halten sollte.

Diesen letzten Vorschlag that W. zuerst, und Zulchen war darüber so entzückt, daß sie ihrem Mann um den Hals fiel, und ihm einige so herzhafte Küsse gab, als er seit dem Hochzeittage nicht bekommen hatte; denn sie hatte von Kants Philosophie, welche jetzt das Lieblingsstudium aller eleganten Herren und Damen zu werden scheint, schon gar viel gehöret; und ihr gelüstete nicht wenig, ein Ding, das so vieles Geschrei in der Welt macht, kennen zu lernen.

Als am folgenden Tage der Magister zu Tische kam, wurde ihm der Antrag wegen des Unterrichts in der Philosophie gethan. Wegen des Honorars ward man bald einig; denn W. offerirte für jede Lektion einen Gulden.

Ohngeachtet der Magister von der Kantischen Philosophie nichts verstand, und den Königsbergischen Weltweisen bloß dem Nahmen nach kannte; so nahm er dennoch den Antrag mit Freuden an. Denn er glaubte, daß er sich, kraft seines alles ergründenden und alles umfassenden Genies, mit jenem verwickeltesten System, welches schon so manchem den Kopf ver-

verdreht und so viele unwürdige Nachbeter hervorgebracht hat, bald vertraut machen würde; und gesetzt es bliebe ihm darin manches dunkel und unerklärbar, so glaubte er, daß W. und Zulchen es mit ihm so gar genau nicht nehmen würden, und daß sich ihnen leicht ein u für ein x machen liesse *).

Genug, die Lektionen nahmen ihren Anfang, und Zulchen profitirte ganz unvergleichlich: aber mit Herrn W. wollte es nicht so recht fort. Schon bei der ersten Lektion fing er an zu gähnen; und bei der zweiten beklagte er sich über Kopfschmerzen, die er der großen Anstrengung zuschrieb, welche des Magisters Vortrag erforderte. Bei der dritten Lektion riß ihm alle Geduld aus, und er erklärte rund heraus: er mögte sich fernernhin mit so dornichten Sachen nicht befassen. Er bat daher den Magister, daß er bloß seiner Frau die Vorlesungen halten, sie ihr aber ja recht praktisch machen mögte, weil er sonst befürchtete, daß sie ihn nicht fassen und zuletzt von eben dem Ueberdruß und Kopfschmerz befallen werden mögte, welche ihn abgeschreckt hätten.

R 4

Der

*) Wahrlich und in der That sehr unphilosophisch gedacht!

Der Magister versprach, mit einer tiefen Beugung, sein möglichstes zu thun; und wir werden sehen, wie er Wort hielt.

Seiner Instruktion gemäß fertigte er den theoretischen Theil der philosophischen Vorlesungen sehr kurz ab, und ging mit raschen Schritten zu dem praktischen über. Schon in der ersten oder zweiten Lektion, welche Zulchen allein nahm, erklärte er ihr den Begriff des Ausdruckes Experiment; und gerne hätte er ihr dies recht handgreiflich und anschaulich gemacht: aber die Gegenwart des ehrlichen B., der bei dem Unterricht immer zugegen war, und sich indeß die Zeit mit Drehfeln vertrieb, hinderte ihn daran, so sehr auch Zulchen selbst geneigt zu seyn schien, sich diesen abstrakten Ausdruck recht sinnlich machen zu lassen.

Damit ich nicht nöthig habe, meine Leser und Leserinnen mit der ganzen Unterrichts-Methode des Magisters, welche er bei Zulchen befolgte, zu ermüden, welches wahrscheinlich der Fall seyn würde, wenn ich sie ihnen so ausführlich darlegte, als dies Herr B. that; so will ich bloß, um doch ein Beispiel von seiner vortrefflichen Methodik

dik

dik anzuführen, erzählen, wie er ihr den praktischen Theil des äußerst schwierigen Kapitels von den Kausalverbindungen *), in Rücksicht auf Freiheit und Nothwendigkeit, erklärte, bei welcher Erklärung Herr B. zufälliger Weise abwesend zu seyn genöthigt wurde. Diese Lektion fing ohngefähr also an:

„Angebetete, göttliche Gulte! Unter den Dingen in der Welt findet eine doppelte Verbindung Statt, nemlich des Nebeneinanderseins und der Aufeinanderfolge. So habe ich z. B., wahrlich nicht durch einen Zufall, sondern durch eine nothwendige Verkettung der Ursache und Wirkung des Grundes und der Folge, das Glück, mit Ihnen in Absicht des Raumes verbunden zu seyn; das heißt: Ihnen zur Seite zu sitzen, aus Ihrem himmlischen Auge das reinste Vergnügen zu trinken, und durch Ihre Unterhaltung gleichsam aus mir selbst hinausgezaubert und in höhere Sphären versetzt zu werden. So habe ich fern,

K s

*) Mein Mann hat mir die hier vorkommenden gelehrten Ausdrücke und Sachen eirigemal wiederholen müssen; denn sonst hätte ich sie unmöglich behalten können.

ner, wahrlich nicht durch einen Zufall, sondern durch eine nothwendige Verkettung der Ursache und Wirkung, des Grundes und der Folgen, das Glück, mit Ihnen in Absicht der Zeit verknüpft zu seyn. Denn wenn ich Ihnen gleich nicht zur Seite bin, wenn gleich die Augenblicke, wo ich Sie sah, wo ich Ihnen nahe war, vorüber sind, und in dem unermesslichen Meere der Vergangenheit schwimmen; so umschwebet Sie dennoch mein Geist. Meine ganze Seele ist mit Ihnen beschäftigt; die Freiheit meines Willens, mein ganzes Thun und Lassen hängt von Ihnen ab. Sie gebieten allgewaltig, durch den Zauber Ihrer Schönheit und durch den Reiz Ihres göttlichen Verstandes, über meine ganze Thatkraft, und halten mich dadurch gleichsam mit unzerreißbaren Ketten gefangen, und machen mich zum Sklaven, der sich durch die unbefiegbaren Gesetze der Nothwendigkeit gezwungen fühlt, ewig zu Ihren Füßen zu liegen, und Sie wie eine Gottheit anzubeten u."

Julie war von diesem Vortrage des Magisters eben so sehr erbaut als gerührt. „O! sagte sie, ich fühle gewiß eben so stark als Sie die Gesetze der Kausalität. Ja schon längst fühlte

fühlte sich mein Herz gedrungen, hierüber einige Aufschlüsse von Ihnen zu fordern; es ist mir daher desto lieber, daß Sie von selbst auf dieses wichtige Kapitel der praktischen Philosophie gekommen sind. Göttlicher Magister! Sie reißen dadurch meine Seele aus einem Zweifel, der mich lange gequält und meinem Herzen manche Stunde der bangsten, peinlichsten Unruhe verursacht hat. Wie vielen, ja welchen unaussprechlichen Dank bin ich Ihnen für diese Aufschlüsse schuldig! Mein Mund vermag nicht auszudrücken, was mein Herz empfindet. Rechnen Sie auf meine ganze Erkenntlichkeit.“ Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, so warf sie sich in seine Arme und drückte ihn mit dem ganzen Feuer des philosophischsten Enthusiasmus an ihre Brust. „Nur einige Zweifel,“ fuhr sie nach einer ziemlich langen Pause fort, „nur einige Zweifel, göttlicher Magister! müssen Sie mir noch lösen. Aber ich höre jemanden kommen; es wird gewiß mein Mann seyn, also in der nächsten Lektion; jetzt fahren wir mit dem theoretischen Theile fort.“

Herr

Herr B. trat jetzt wirklich ins Zimmer. Er mischte sich aber gar nicht in die philosophische Unterhaltung seiner Frau mit dem Magister; sondern stellte sich sogleich an seine Drechselbank, um seinen üblen Humor, womit er schon den ganzen Tag geplagt war, zu verdreheln.

Als der Magister seine Vorlesung beendigt hatte, wollte er sich seiner Schülerin und seinem Gönner empfehlen. Dieser letzte aber bat ihn, ihm diesen Abend Gesellschaft zu leisten, weil er, wie er hinzufügte, üble Laune und heftiges Kopfweh hätte. „Wir wollen,“ fuhr er fort, „ein Glas recht guten Rheinwein trinken; und so werde ich mich vielleicht von meiner üblen Laune befreien und Sie werden sich von Ihrer Anstrengung, welche Ihnen der Unterricht meiner Frau gekostet hat, erholen können. Nicht wahr, lieber Magister, Sie erweisen mir diese Freundschaft?“

Unser Magister ließ sich nicht zweimal bitten; und er würde gewiß noch lieber eingewilligt haben, wenn er vorausgesehen hätte, welches Un-

Unglück und welches Glück ihm an diesem Abende bevorstand.

Bis zum Abendbrodte wurde gespielt, gesungen, und mit unter von philosophischen Gegenständen geschwaßt, wobei des Magisters Aussprüche immer für Orakel galten. Denn er hatte sich jetzt über B. solche Autorität verschafft, daß ihm dieser niemals widersprach; und Julie machte ihm nur, wie es einer bescheidenen Schülerinn gebührt, leicht zu beantwortende Einwürfe, und that an ihn mancherlei neugierige Fragen über diese und jene wichtige Gegenstände des menschlichen Wissens, welche der Magister jedesmal eben so gern als befriedigend beantwortete.

Bei Tische war der Magister sehr munter. Er ließ es eben so wenig an einer angenehmen Unterhaltung seines Gönners und seiner Schülerinn fehlen, als jener ermangelte, ihm recht fleißig einzuschenken. Nach Tische aber begegnete ihm ein Unfall, der eben so sonderbar als selten, und daher für Zulchen und den guten B. äußerst beunruhigend war.

Nem.

Nemlich der Magister hatte entweder zu viel Rheinwein getrunken, oder sich auch bei Zulchens Unterricht zu sehr angestrengt; kurz, die Ursache mogte seyn welche sie wollte, er verfiel, als man kaum vom Tische aufgestanden war, in eine Art von Ohnmacht, welche so lange dauerte, daß sie dem guten W. und dem gefühlvollen Zulchen nicht wenige Besorgnisse verursachte. Denn beide machten sich insgeheim Vorwürfe; W. daß sein Rheinwein vielleicht Schuld daran sei, und Zulchen, daß die Vorlesung über die Kausalverbindungen und ihre vielen aufgeworfnen Zweifel und Fragen diesen Unfall veranlaßt hätten.

Man wandte alle Mittel an, um den Kranken wieder zu sich selbst zu bringen. Dies gelang; als er aber wieder zu sich selbst gekommen war, so war er so von Kräften, daß er nicht vom Sopha aufstehen konnte. Ihn zu Hause fahren zu lassen, war schlechterdings unmöglich; denn es war ein sehr kalter Abend, so daß er der augenscheinlichsten Lebensgefahr ausgesetzt gewesen wäre, wenn er diese Reise hätte antreten müssen.

Es

Es wurde also einstimmig von B. und Zulchen beschlossen, für den Kranken ein Bette aufzuschlagen, und ihn die Nacht bei sich zu behalten. Dies geschah. Jetzt aber trat ein Uebelstand ein, auf den man vorher nicht Bedacht genommen hatte. Nämlich nur das Zimmer, worin B. mit seiner theuren Ehehälfte schlief, war geheizet, und dasjenige worin man für den Magister ein Bette aufgeschlagen hatte, war es nicht. Den armen Magister in ein kaltes Bette zu bringen, wäre eine unverantwortliche Sünde gewesen; Zulchen entschloß sich daher, ihn in ihr eignes Bette zu bringen, und lieber selbst in dem kalten Zimmer zu schlafen, als jenes Gewissen auf sich zu haben, daß der Magister durch ihre Grausamkeit ein Raub des Todes, oder wenigstens doch ein Opfer einer langen und schmerzlichen Krankheit geworden sei.

So sehr B. von dem guten Herzen seines Zulchen, und von ihrer zärtlichen Besorgniß wegen des Magisters erbaut und gerührt wurde, so konnte er in dieses Anerbieten derselben dennoch unmöglich willigen. „Du könntest selber krank werden, wenn du in dem kalten
Zim-

Zimmer schliefest," sagte er zu ihr; „da du ohnedies seit einigen Tagen dich nicht wohl befunden hast. Ich will also lieber, meines Kopfswehs ungeachtet, im Kalten schlafen, und du kannst dich in mein Bette legen. Der Magister scheint so von Kraft und von aller Besinnung zu seyn, daß er dies nicht einmal gewahr werden wird.“

„Liebes Männchen," sagte hierauf Zulchen, „deine Güte und deine Zärtlichkeit für mich geht weit, und ich erkenne sie mit dem wärmsten Dank. Der arme Magister! Gott bewahre ihn doch vor einer gefährlichen und langwierigen Krankheit!“ Hierauf ging sie lelse zu dem Bette hin, in welches man inzwischen den Patienten schon gebracht hatte, kam eilends wieder zurück und sagte: „Ach! liebes Männchen! er sieht aus wie ein Todter, ganz leichenblaß!“

W., dessen Kopfschmerz durch all den Wirrwarr noch heftiger geworden war, sehnte sich nach Ruhe. Er begab sich also in sein Schlafgemach und befahl seinem lieben Zulchen aufs nachdrücklichste an, ihn ja gleich zu rufen, wenn es etwa mit dem Kranken übler werden sollte.

folgte. Zulchen begab sich bald nach ihrem Manne gleichfalls zu Bette. Sie schlich mit leisen Schritten, um den guten Magister ja nicht zu wecken, ins Kämmerchen, und eben so leise in das Bette, welches dicht neben dem des Magisters stand.

Mit welcher Unruhe, mit welchen bangen Gedanken lag sie da, kaum zwei Spannen weit vor ihrem geliebten Patienten! Keine Müdigkeit, kein Schlaf kam in ihre Augen; sie horchte aufmerksam auf jeden Athemzug, auf jede leise Bewegung des Philosophen; „Gott! wenn er nicht schlief!“ sagte sie seufzend. Vielleicht war aber dieser Seufzer unwillkürlich so laut gewesen, daß der Magister ihn hörte. Er gab gleichfalls ein leises und kaum merkbare Zeichen von sich, daß er wirklich nicht schlief; er seufzete, wie Zulchen that. Kaum hatte Zulchen dies vernommen, so rief sie ihn mit leiser Stimme bei Namen. Der Magister nannte gleichfalls ihren Namen, und husch — da war Zulchen unter des Magisters Decke, in seinen Armen, um sich von ihm das in der letzten Stunde abgebrochene Kapitel von den Kausalverbindungen weiter erklären und die zuletzt noch aufgeworfenen Zweifel

Män. Keusch. 2. Bd. 2 beantz

beantworten zu lassen. Doch hier laß' ich den Vorhang fallen, fügte W. hinzu. Denken Sie sich diesen Frevel, diese niederträchtige Untreue eines Weibes, diesen Verrath eines schändlichen Duben gegen seinen Wohlthäter; denken Sie sich den armen V., der indeß ruhig schlief, und von einer so schwarzen Bosheit nicht einmal träumte. Dieses alles denken Sie sich recht lebhaft; aber fragen Sie mich nicht weiter, woher ich dieses alles wisse? denn diese Fragen kann ich Ihnen nicht beantworten. Genug, die Thatsache ist buchstäblich wahr. Mögte sie es zur Ehre der Menschheit nicht seyn!

Hier beendigte W. seine Geschichte. Es war indeß Abend geworden; und wir wurden erinnert, daß es Zeit sei, unsre Rückreise nach der Stadt anzutreten. Wir mußten uns also von W. beurlauben, ohne daß wir Zeit hatten, uns über manche Umstände des erzählten Faktums noch Aufschlüsse von ihm auszubitten. Wir wünschten ihm bloß, daß er seine Friederike und allen Kummer, welchen sie ihm verursacht hatte, ganz vergessen und uns bald mit der Nachricht erfreuen möchte, daß er einen andern Gegenstand gefunden, der ganz seines Herzens würdig sei,
und

und der ihm andre und zwar bessere Begriffe von dem weiblichen Geschlecht beibringen könnte; und hiemit schieden wir auseinander.

Unterweges sprach ich mit meinem Manne noch viel über die Undankbarkeit des Magisters und die Untreue Juliens. Wir waren beide der einstimrigen Meinung, um meinen Lesern und Leserinnen nur kürzlich die Resultate unserer Unterredung mitzutheilen; daß auch in diesem Fall ein großer Theil des Verbrechens, dessen sich jene schuldig gemacht hatten, in dem W. lag; der übrigens eine recht gute Haut seyn mochte: aber erstens bei der Wahl eines Weibes nicht klug zu Werke ging; zweitens unrecht that, daß er die Verbindung zwischen seiner Frau und den Magister zu enge werden ließ; und drittens unverzeihlich unbesonnen und unklug handelte, indem er zwei junge feurige Personen so nahe an einander brachte, daß nur der eine seine Lage um zwei Spannen breit verändern durfte, um in des andern Armen zu seyn. *L'occasion fait le larron*, oder Gelegenheit macht Diebe, fügte mein Mann hinzu, und ich pflichtete ihm vollkommen bei.

Vielleicht werden einige meine Leser und Leserinnen mir den Vorwurf machen, daß ich mein Geschlecht zu sehr in Schutz nehme. Dies ist aber keinesweges meine Absicht; weil dies nichts anders als Partheillichkeit verrathen würde.

Ich räume vielmehr, wie meine Leser und Leserinnen dies schon wissen, gerne ein, daß die weibliche Treue, Züchtigkeit und Sittsamkeit in unsern Tagen immer seltner zu werden, ja daß diese Tugenden in den Augen der meisten Menschen gar viel von ihrem Werth und ihrer Verdienstlichkeit verloren zu haben scheinen; denn wollte man von der Untreue, Sittenlosigkeit und Lasterhaftigkeit, sowohl der Weiber als der unverheiratheten Frauenzimmer, alle Beispiele anführen, welche die tägliche Erfahrung und die Beobachtungen des gewöhnlichen Laufes der Welt an die Hand geben, so würde man bloß über diesen Gegenstand ein Werk von vielen Bänden schreiben können; und dies würde gleichwol nur einen kleinen Theil des großen Sündenregisters des weiblichen Geschlechtes ausmachen.

Allerdings sind daher die Männer berechtigt, gegen die Treue ihrer Weiber und gegen die Tugend

gend und Sittsamkeit unsres Geschlechts mißtrauisch zu seyn. Sie gehen aber, wie ich bereits oben gesagt habe, in diesem Mißtrauen offenbar zu weit; und dieser Unbilligkeit, ja ich mögte fast sagen, dieser Ungerechtigkeit, mögte ich gerne, aus Liebe zur Wahrheit, und auch, wie ich nicht leugnen kann, aus Liebe zu meinem eignen Geschlechte, vorbeugen.

Hört man nicht oft Männer mit einem eutscheidenden und absprechenden Tone behaupten: „es giebt gar keine treue Weiber, als solche, die nicht untreu seyn können; als solche, denen es entweder an aller Gelegenheit zu sündigen fehlt, oder die das männliche Geschlecht deshalb nicht suchet, weil sie durchaus nicht des Suchens werth sind.“

Hört man sie nicht, als eine zweifelsfreie und ausgemachte Wahrheit, behaupten: „jedes Weib ist eine Festung; die Tugend ist der Kommandant der Festung, welcher, weit entfernt, an gar keine Uebergabe oder Kapitulation zu denken, dem Feinde die Ein- hme nur deshalb etwas erschweret, um ihr den Besitz derselben desto schätzbarer zu machen; denn alles, dies weiß

weiß der schlaue Kommendant sehr wohl, was man ohne Mühe und Anstrengung erhält, hat keinen oder doch nur einen geringen Werth in den Augen der Menschen, der sich obendrein eben so schnell und oftmals noch schneller verliert, als wir zu dessen Besiz gelangten. Weibliche Tugend ist also weiter nichts als Scheintugend, welche ihre Gestalt verändert, so bald man sie im rechten Lichte besieht.“

Hört man sie ferner nicht, eben so zuversichtlich, behaupten: „Kein Weib ist aus Grundsatz tugendhaft; findet man ja noch eine tugendhafte, welches jedoch eine äußerst seltne Erscheinung ist, so ist sie es entweder aus Furcht, oder aus Stolz, Eitelkeit u. s. w. Und ist die Tugend unter diesen Umständen Verdienst? Ist es Verdienst, wenn ich mich enthalte, meinen Nebenmenschen seines Eigenthums, seiner Ehre u. s. w. zu berauben, weil ich vorhersehen kann, daß dies für mich von üblen Folgen seyn, daß es mir Schande und Schimpf zuziehn wird?“ — Kann es ferner den Weibern, sagen sie, zum Verdienst angerechnet werden, wenn sie aus Temperament tugendhaft und keusch sind? Manche Weiber sind so phlegmatisch und kaltgründig, daß sie nie in Ver-

Versuchung gerathen, und also nie nöthig haben, eine Versuchung zu bekämpfen. Solche Weiber können, ohne daß es ihnen eben sehr sauer werden mag, ihren Mitschwestern, welche ein lebhaftes, feuriges Temperament haben, Sittenregeln vorschreiben, so wie jener achtzigjährige General zu einigen jüngeren Offizieren seines Korps leicht sagen konnte: meine Herren lassen sie doch die Mädchen in Ruhe! Nehmen Sie hübsch ein Beispiel an mir, und sehen Sie, welch einen keuschen und erbaulichen Lebenswandel ich führe! Die Anzahl solcher Weiber mag so groß oder klein seyn, wie sie immer will, und sehr groß ist sie gewiß nicht, dafür hat die gütige Mutter Natur gesorgt, welche aus übergroßer Güte den meisten Weibern, eher zu viel als zu wenig Temperament verlieh; so ist Tugend, welche auf diesem Grunde gebaut ist, keine Tugend. Oder wird man denjenigen wol wegen seiner Selbstbeherrschung und Ueberwindung loben, der nach eines verbotnen Baumes Früchten nicht die Hand ausstrecket, weil er diese Früchte nicht liebet?"

„Aber nicht bloß die Weiber,“ so fahren jene Herren in ihren Klagen fort, „sondern auch die Mädchen, sind nach den unerlaubten Genüssen der Liebe lüstern; und oftmals sind diese es viel mehr als jene.“

„Selten bewahret ein Mädchen ihre Unschuld bis zu dem Zeitpunkt, welchen die bürgerlichen und moralischen Gesetze vorschreiben. Selten löset der Mann, welcher mit der Auserwählten seines Herzens das Ehebett besteigt, zuerst den jungfräulichen Gürtel derselben. Dieser war leider schon lange vorher gelöst; denn es war dem guten Mädchen lästig, sich damit bis zu einem unbestimmten und vielleicht noch sehr entfernten *) Ziel zu schleppen; deshalb ließ sie ihn lösen

*) Es ist allerdings für Mädchen von feurigem Temperament kein kleiner Uebelstand, daß sich das Ziel ihres Jungfern-Lebens nicht bestimmen läßt. Vielleicht wird eben durch diese Unbestimmtheit die Geduld manches Mädchens erschöpft und in Verzweiflung umgewandelt, welche gewöhnlich keine andre als übereilte und unbedachtsame Schritte hervorbringt, wie leider die Erfahrung nur allzu oft lehret. Mögte es daher wol nicht gut seyn, wenn

sen oder lösete ihn selber und warf ihn fort; in der Hoffnung über lang und kurz einen gutmüthigen, oder leichtgläubigen, oder unwissenden Mann zu finden, der dieses Ding entweder nicht einmal kennet, oder der darauf doch, wenn er es ja kennet, eben keinen sonderlichen Werth setzet, oder den zu betrügen und zu überreden, daß sie diesen Gürtel mit ins Brautbette gebracht, eben nicht sehr schwer hält.“ u. s. w.

„Und war dieser Gürtel erst einmal gelöst, dann gute Nacht Sittlichkeit und Schaam! Dadurch waren gleichsam der Sittenlosigkeit und Ausschweifung Thor und Thüren geöffnet; dadurch waren alle Schutzwähen der Tugend über
 L 5 den

wenn es auch für erlaubt und anständig gehalten würde, daß ein Mädchen um die Hand eines Mannes wirbet, so wie jetzt bloß der Mann um die Hand des Mädchens werben darf? Ohngeachtet ich nicht ganz einsehe, worin dieses Vorrecht des Mannes gegründet ist, so wage ich es dennoch nicht, ihm dasselbe streitig zu machen, vorzüglich um deswillen nicht, damit ich, als Weib, keine Partheilichkeit für mein Geschlecht verrathe; sondern ich werfe die Frage bloß als Frage auf, die viel leicht einer Beantwortung werth seyn mögte.

den Haufen geworfen, alle Wälle, die den Feind derselben abhalten konnten, zerstört, und alle Miegel zersprengt. Denn die Entgürtelte, die Verführte, die Gefallne gleicht einem wilden, unbändigen Rosse, das, weil der Zügel riß, welcher seine Unbändigkeit zähmte, mit seinem Reiter unaufhaltsam davon läuft, und über Fluren, Saaten, Felder und Gräben, hinseht, bis es endlich niederstürzt und den Hals bricht. Oder sie gleicht einem Schiffe, das Mast und Steuerruder verlohrt, und so ein Spiel der wilden Stürme und der tobenden Wellen wird.“

„Wehe einer solcher Entgürtelten, einer solchen Verführten, einer solchen Gefallnen; denn sie stürzt sich von einem Laster in das andre, von einem Abgrunde immer in einen tiefern.“

„Wehe dem Manne, dem ein solches entgürteltes, ein solches verführtes, ein solches gefallnes Mädchen zu Theil wird! denn auch er ist verlohren. Ruhe der Seele, Zufriedenheit des Herzens und Glück des Lebens können bei ihm nicht wohnen; diese werden ferne von ihm fortgeschleucht, und bleiben ihm auf immer unbekannt.“

„Sel:

„Selten bewahrt,“ sagen die Männer ferner, ein Mädchen seine Unschuld bis zu einem gewissen Zeitpunkt der Reife. Sie ist eine Blume, welche gewöhnlich schon in der Knospe abgebrochen, und oftmals schon zerstört wird, wann sie kaum hervorzukeimen anfängt. Lehrt leider nicht die tägliche Erfahrung, daß Mädchen von zwölf bis vierzehn Jahren, und oftmals noch vor diesem Alter, die Beute der Verführung und das Opfer des Lasters werden! Lehrt nicht die tägliche Erfahrung, daß sie von einer unseligen Neugierde, von dem verderblichen Beispiel gefallner Mitschwester und durch tausend andre Umstände zu einem Schritt verleitet werden, der sie hinterher ewig gereuet; daß sie sich, daß sie ihrer Tugend einen Schandfleck anhängen, der durch nichts zu vertilgen ist?“

„Sieht man nicht täglich, daß junge Mädchen, welche noch in die Schule gehen oder unter der Gouvernante stehen, mit Buben, mit Knaben, mit unbärtigen Jünglingen in engen Herzensverbindungen leben? Daß sie mit diesen, ohne Schaam und Scheu vor sich selbst und vor Welt und Menschen, nicht bloß in solchen engen und strafbaren Verbindungen stehen, sondern sich
dar:

darauf, wie auf eine Sache, die ihren Werth in den Augen andrer erhöhen muß, etwas zu gute thun? Hört man nicht oft, daß sie mit ihren vielen Eroberungen, mit der Menge ihrer Verehrer und Anbeter, welche aber mit mehrerem Rechte ihre Schmeichler und Verföhler genannt werden, prahlen, und sich daraus ein Verdienst machen?"

„Höret und sieht man nicht, welcher ein sittenloser und frecher Ton in den meisten Gesellschaften Statt findet? wie von Dingen, vor denen der Schaamhafte erröthet, ohne Anstand und ohne Furcht, die Delikatesse des einen oder andern zu beleidigen, gesprochen wird? wie man oftmals, um seinen Wiß oder vielmehr seinen Mangel an seinem Gefühl zu verrathen, sich anstößiger, lächerlicher und obsöner Ausdrücke bedient? wie man schmutzige Zweideutigkeiten oft nicht einmal mit einer Hülle bedeckt, welche ihre Häßlichkeit etwas verstecket, sondern sich für desto witziger hält und dafür gehalten wird, je mehr diese schmutzigen Zweideutigkeiten hervorspringen und auffallen? Sieht und höret man nicht, daß diejenigen jungen Herrchen, welche hier in eine rechte Stärke bessehn, sehr oft in Gesellschaft

gesellschaften, und besonders bei jungen Frauenzimmer, sehr gut gelikten sind, und für muntre, aufgeweckte Köpfe und ganz allerliebste und unterhaltende Gesellschafter gelten?“

„Müssen diese und ähnliche Bemerkungen aber nicht nothwendiger Weise den Gedanken erwecken: daß solche muntre, aufgeweckte Herrchen, die sich dergleichen grobe Scherze, zweideutige Reden und mit unter feine und beklatschte Joten erlauben, entweder gegen sich selbst keine Achtung oder von dem andern Geschlecht durchaus keine gute Begriffe haben? Denn fehlte es ihnen gleich an dem ersten, so würden sie dennoch aus Achtung und Schonung, aus Zurückhaltung und Schaamhaftigkeit gegen das weibliche Geschlecht, dergleichen saubre Sachen vorzubringen sich wohl hüten. So aber wissen sie, daß sie durch Verschidenheit und Züchtigkeit, welche sie sowohl in Reden als in Handlungen blicken lassen, gar zu leicht in einen üblen Ruf kommen, und für Vinsel, Pedanten, und kurz für Menschen gehalten werden, die keine Lebensart verstehen, die den bon-ton, den feinen Geschmack der Konversation, und überhaupt keine gefällige Sitten und feine Lebensart kennen; und dies treibt sie denn gar

gar mächtig an, jene schöne Tugenden der Sittsamkeit, Züchtigkeit, Bescheidenheit u. s. w., für Fehler und Gebrechen zu halten, welche ihnen von ihrer ersten Erziehung, von dem Unterrichte ihrer Mutter oder ihres Hofmeisters her, immer noch ankleben, und welche sie je eher je lieber, als solche Dinge, welche ihrem Fortkommen in der Welt, und vorzüglich ihrem Glücke bei dem schönen Geschlecht, gar gewaltig nachtheilig sind, gänzlich bei sich ausrotten, und, wie Staub von den Schuhen, rein abkehren müssen."

„Ja sieht und erfährt man nicht,“ heißt es weiter, „fast täglich, wie junge Mädchen die Wachsamkeit oder die Gutmüthigkeit ihrer Eltern, Vormünder, Vorgesetzten u. s. w. betrügen, um ihren Anbetern und Liebhabern heimliche Zusammenkünfte, oder rendez-vous zu geben, um sich in ihre Arme zu werfen, und ihres verbotenen Umganges zu genießen? Sieht und erfährt man nicht, daß ihre Kunstgriffe und Ränke alle Hindernisse, welche ihnen in den Weg gelegt werden, überwinden, und daß sie durch Verschmißtheit ihre Hüter und die Wächter ihrer Keuschheit und Tugend hintergehen, hätten diese gleich,
wie

wie weiland Argus, noch mehr als hundert Augen?
Denn „Nichts ist schlauer als die Liebe,

„Sie macht selbst die Dummen schlau“ ic.

„Lehrt nicht die tägliche Erfahrung,“ sagt man
ferner, „daß nicht so wol das männliche Geschlecht
dem weiblichen, als vielmehr das weibliche dem
männlichen Schlingen der Verführung legt?
Werden nicht von Weibern und Mädchen alle
Kunstgriffe angewandt und alle Maschinen in Be-
wegung gesetzt, um Jünglinge und Männer in
ihre Netze zu ziehen? Ja kann man nicht behaup-
ten, daß fast alles Lichten und Trachten der
ersten, alle ihre Mienen und Gebehrden, Wor-
te und Handlungen, ihre ganze Aufmerksamkeit,
ihr ganzes Rafinement u. s. w. auf diesen einzi-
gen Punkte hingerrichtet sind und gar kein andres
Ziel haben, als gefallen, als die Herzen der
Männer bestriicken und berücken zu wollen? Denn
wozu anders dienet ihr verführerischer Puh?
Wozu enthüllen und wozu verstecken sie dem Au-
ge gewisse Netze ihres Körpers? Nicht, um
durch jenen Kunstgriff die Sinnlichkeit noch mehr
anzulocken, und durch diesen nach gewissen ver-
borgnen Schätzen lüftern zu machen? Wozu er-
künsteln sie Anmuth und Grazie? Wozu üben sie
sich,

sich, ihr Gesicht und ihre Mienen in gewisse gefällige Falten zu legen? Warum affectiren und heucheln sie gewisse Vollkommenheiten, welche ihnen nicht eigen sind? Warum verstecken sie gewisse Fehler und Gebrechen aufs künstlichste vor unsern Augen? u. s. w. Geschieht dieses alles nicht lediglich um zu gefallen, um Eroberungen zu machen? Alle Koketterie, alle Prüderie, ist sie auf etwas anders berechnet als Hierauf, und findet zwischen einem koketten und prüden Frauenzimmer ein anderer Unterschied statt, als daß jene allen zu gleicher Zeit, diese aber allen nach und nach, zu gefallen wünschet?"

„Lehrt uns nicht die tägliche Erfahrung,“ so heißt es weiter, „daß Sinnlichkeit und Eitelkeit die Grundzüge jedes weiblichen Charakters sind? Das weibliche Geschlecht ist zwar von der Natur selbst mit einer großen Reizbarkeit begabt, wovon der Grund allerdings in ihrem Körperbau und in ihrer ganzen Konstitution liegt. Jedoch aus weiser Güte schuf die Natur diesen Unterschied; und sie wollte keinesweges den Mißbrauch desselben; dieser ist allemal die Schuld der Menschen. — Eitelkeit ist überhaupt das Eigenthum kleiner und eingeschränkter Geister,

ster, die in wesentliche Vorzüge und Vollkom-
 menheiten keinen Werth zu setzen wissen. Dem
 Mann scheint freilich von der Natur das Vor-
 recht gleichsam zuerkannt zu seyn, sich mit den
 schwierigsten und überhaupt mit den wichtigsten
 Angelegenheiten des menschlichen Lebens zu be-
 fassen; und das Weib scheint zu minder großen
 und wichtigen Geschäften bestimmt zu seyn. Aber
 hieraus folgt keinesweges, daß sich das Weib
 mit lauter kleinlichen und unwürdigen Gegenstän-
 den beschäftigen und seine ganze Aufmerksamkeit auf
 unnütze oder gar schädliche Nebendinge hinkenken
 müsse. Und gleichwol geschieht dies leider nur
 zu häufig; gleichwol ist der Wirkungskreis des
 weiblichen Geschlechts äußerst enge und beschränkt,
 so daß der Mann fast zu glauben berechtigt ist
 (wie dies in der That viele Männer thun): die
 Hauptbestimmung des Weibes sei — sein Ver-
 gnügen, die Befriedigung seiner sinnlichen Erle-
 be u. s. w. Zu dieser Niedrigkeit ist jenes Ge-
 schlecht durch seine eigne Schuld, durch seine ge-
 ringsfügigen und trivialen Beschäftigungen, welche
 es sich selbst erwählte, durch seine Unthätigkeit
 und seine selbst verschuldete und selbst geschaffne
 Hilfsbedürftigkeit, vorzüglich aber durch seine
 Män. Neusch. 2. Bd. W taus

tausendfältigen Schwächen und Gebrechen, zu deren Anzahl besonders seine Eitelkeit gehöret, herabgesunken.“

„Die Eitelkeit kennt bei den Weibern keine Grenze; sie hat bei ihnen eben so wenig Maaß und Ziel, als die Sinnlichkeit. Aus Eitelkeit und Sinnlichkeit entspringt ihre vorzügliche Liebe zu Vergnügungen jeder Art. Aus Eitelkeit und Sinnlichkeit verbringen sehr viele, ja die meisten derselben, einen großen Theil ihres Lebens mit Puzen, mit Tändeln und andern Unwürdigkeiten. Aus Eitelkeit und Sinnlichkeit fühlt sich die Kokette glücklich, wann sie recht viele Eroberungen macht, und wann ihr Triumphwagen von einer zahllosen Menge Sklaven umgeben ist, welche sie alle für ihre Ueberwinderinn erkennen, welche alle zu ihr aufblicken und von ihrem Ausspruch ihr Schicksal, ihr Glück und Unglück erwarten. Aus Eitelkeit und Sinnlichkeit fühlt sich die Prüde glücklich, wann sie ihren Anbeter zu ihren Füßen liegend um Gnade und Erbarmen betteln, und mit tausendfachen Versicherungen und Schwüren zu ihren ewigen Sklaven sich weihen sieht; und bloß um dieses Vergnügens recht lange zu genießen, verweilert sie
ihm

ihm ihre Gunstbezeugungen von einem Ziel zum andern; ob sie gleich keinesweges bei sich beschloffen hat, dieses Ziel ewig weiter hinauszustrecken, und seine Wünsche nie zu erhören. Denn dies wäre unerhörte Grausamkeit, deren das gefühlvolle, weich geschaffne weibliche Geschlecht durchaus nicht fähig ist. Durch Eitelkeit und Sinnlichkeit werden Mädchen und Weiber zu den allermeisten Thorheiten und Lächerlichkeiten verleitet. Wer die eine oder die andre dieser ihrer schwachen Seiten nur recht zu benutzen weiß, der findet unfehlbar und leicht zu ihrem Herzen Eingang; der kann ihren Willen lenken wohin er nur will; der kann mit ihrer Sittsamkeit und Tugend sein Spiel oder seinen Spott treiben; kurz, der hält sie gleichsam in seiner Hand, und führt sie gefangen an einer Kette hinter sich her.“

„Daher kommen die vielen Fehltritte der Weiber und Mädchen, daher die vielen Ausschweifungen und Laster. Daher kommt es, daß mancher, der sonst eben kein gar großer Held ist, dennoch die größten Heldenthaten bei dem schönen Geschlecht verübet, daß er die sprödeste Tugend zu Paaren treibet, daß er eine Eroberung in dem Gebiete der Liebe nach der andern machet,

daß er mehr Trophäen und Siegeszeichen in diesem Gebiete aufweisen kann, als weiland die Westeroberer Alexander und Cäsar auf dem Felde der Ehre. Daher kommt es, daß unter tausend Mädchen kaum eine einzige Tugendhafte gefunden wird; daß sie fast alle verzagt und selge die Waffen strecken, wann der Feind sich nur in der Ferne zeigt, und zur Kapitulation und Uebergabe sich anschicken, wann jener kaum an eine Belagerung, noch viel weniger aber an eine Eroberung mit stürmender Hand gedenket. Daher kommt es, daß Weiber und Mädchen sich schon in unsre Arme werfen, wann wir diese kaum nach ihnen ausstrecken, und daß wir oft Gunstbezeugungen, welche wir nicht verlangen, von ihnen annehmen müssen, wenn wir sie nicht beschämen oder uns selbst in einem verdächtigen Lichte, in dem Lichte der Ungefälligkeit, Gefühllosigkeit, Grausamkeit u. s. w. zeigen wollen. Daher kommt es, daß wir Mannspersonen oft keineswegs die Absicht haben, die Keuschheit und Tugend der Mädchen und Weiber auf die Probe zu stellen, sie wankend zu machen, oder gar umzustürzen, sondern daß sie sich selbst in die Gefahr der Versuchung wagen, in dieser Gefahr

um:

umkommen, selbst ihre Keuschheit und Tugend preis geben. — Daher kommt es, daß fast die meisten Mannspersonen, wenn sie nemlich offenerzig seyn und zu Verräthern an dem andern Geschlecht werden wollten, sich unzählbarer Günstbezeugungen würdigen rühmen können *);

M 3 eben

*) Wie z. B. ein gewisser vornehmer Herr, der eben nicht vor gar langer Zeit in Frankreich gestorben ist, wiewohl nicht im Leben, jedoch nach seinem Tode gethan haben soll; wodurch er freilich dem schönen Geschlechte nicht die größte Dankbarkeit für genossnes Gute verrieth. Dieser vornehme Herr hatte nemlich die sonderbare Grille, sich von jedem Mädchen oder Weibse, womit er ein Liebes-Abentheuer bestand, und welche ihn wirklich und in der That in den Hafen seiner Hoffnung und seines Verlangens einlaufen ließen, eine Kleinigkeit zum Andenken, z. B. einen Ring, eine Dose u. s. w. geben zu lassen, jedoch so, daß er es allemal sehr ansehnlich bezahlte. Auf jedes dieser Andenken schrieb er, mit eigner hoher Hand, Jahr und Tag des Empfangs, und den Vor- und Zunahmen der ehemaligen Besitzerinn. Nach seinem Tode fand man unter seinem Nachlaß nicht mehr als 4150 solcher bezeichneter Ringe, 850 Dosen, und eine unzählbare Menge andrer unbezeichneter Kleinigkeiten, welche wahrscheinlicher Weise Abentheuer und Liebeskämpfe von geringerer Bedeutung anzeigen.

eben so wie manche, ja sehr viele Frauenzimmer, wenn ihre Siege und Eroberungen alle sollten gekrönt werden, mit den größten Helden und Eroberern der ältern und neuern Zeiten sich vergleichen, wenn nicht gar weit über dieselben würden erheben können. Doch jene enthalten sich des Ruhmes meistens aus einer gewissen gutmüthigen Bescheidenheit und Schonung des andern Geschlechts und ihrer selbst, oder auch um nicht für prahlsüchtig gehalten zu werden: diese aber wollen sich ihres Ruhmes nicht überheben, damit sie stets im Stande seyn mögen, noch mehr Lorbeern einzusammeln.“ u. s. w. u. s. w.

Solche und tausend ähnliche Klagen erheben die Männer über unser Geschlecht; so würdigen sie unsern Karakter, oder vielmehr so würdigen sie ihn herab; so wenigen Werth, so wenige Tugenden besitzen wir in ihren Augen; so viele und mannichfaltige Fehler, Schwächen, Thorheiten und Laster sind hingegen uns ganz besonders eigen; kurz, so tief sind wir gesunken oder sollen wir gesunken seyn.

O hätte ich mich überheben können, solche Klagen, solche harte Anschuldigungen und
 Wor,

Vorwürfe niederzuschreiben, und gleichsam unser eignes Verdammungs-Urtheil auszusprechen! O hätte ich lieber die tolerante Denkungsart, die schonende Gesinnung, das gute Zutrauen des andern Geschlechts gegen das unsrige preisen können! Gewiß, dies würde für mich ein angenehmeres Geschäft gewesen seyn! Gewiß, dies würde meinem Herzen so wohl gethan haben, als mir jenes Geschäft nur wehe thun konnte!

Da es aber in der Welt einmal nicht anders ist, da einmal das Mißtrauen des männlichen Geschlechts gegen das weibliche tiefe Wurzel gefaßt zu haben scheint; da man jene Klagen, Anschuldigungen und Vorwürfe häufig, ja fast allgemeyn hört; so konnte ich diesen Gegenstand nicht mit Stillschweigen übergehen; so muß ich Euch, meine Mitschwestern, so muß ich Euer Gefühl, die Aussprüche Eurer Vernunft und Erfahrung zu Rathe ziehen, so muß ich Euch fragen: ob jene Klagen gegründet oder ungründet, ganz oder nur zum Theil wahr oder durchaus un wahr sind?

Wie wenn uns nun unser eignes Gefühl, unsere Vernunft und Erfahrung anklagten? Wie wenn

sie uns sagten: die Männer haben Recht! Müßten wir uns dann nicht vor uns selber schämen? Müßten wir nicht erröthen, zu einem Geschlechte zu gehören, das die ganze Verachtung der Männer verdient?

Doch nein, meine Mitschwestern, solche Vorwürfe seyen ferne von uns! Solche Vorwürfe gehören nur den allerverworfensten von Evas Töchtern. Wer sie uns, wer sie unserm ganzen Geschlechte macht, beleidigt uns, tritt unserer Ehre zu nahe, sucht absichtlich uns herabzuwürdigen, ist unser Feind, ist der Verleumder unseres Geschlechts, und verdient unsern Haß und unsre Verachtung.

Damit man aber nicht sage: das sind Machtprüche, welche zwar entscheiden aber keinesweges beweisen, daß die Männer Unrecht haben; so wollen wir den Ursachen jener Klagen und den Quellen jener Vorwürfe nachforschen, und unpartheilsch abwägen: ob und in wie ferne dieselben gegründet oder ungegründet, wahr oder falsch sind!

Wer auf dem großen Schauplatze der Welt eine Zeitlang lebte, und mit einiger Aufmerksamkeit

felt die Menschen und ihre Handlungen beobachtete, der konnte und mußte allerdings viele der gerügten Fehler, Gebrechen und Thorheiten an vielen, ja leider an sehr vielen unsres Geschlechtes wahrnehmen; der konnte und mußte häufig die Bemerkungen machen: die Weiber sind nicht ganz das, was sie nach den Absichten der Natur seyn sollen; viele von ihnen verirren sich von dem Wege, den ihnen jene gütige und weise Mutter vorzeichnet; viele sind unglückliche Gattinnen, welche ihren Gatten die Last des Lebens nicht erleichtern, sondern erschweren, welche den Pfad, den sie mit ihnen wandeln, nicht mit Blumen, sondern mit stechenden Dornen bestreuen; viele sind unglückliche Mütter, welche ihre Kinder nicht zum Guten gewöhnen, sondern schon frühzeitig, oft schon vor ihrer Geburt, den Keim des Lasters in sie legen, den sie nachher durch schlechte Beispiele, verkehrte Behandlung und Erziehung immer mehr entwickeln, so daß sie auf diese Weise die Schöpferinnen ihres nachmaligen Verderbens, ihres ganzen Unglücks und Elends werden; ja viele von ihnen sind verworfne, entehrte Geschöpfe, die Schande unsres ganzen Ge-

schlechts und, fast mögte ich sagen, der Auswurf und Abschäum der Menschheit.

Was aber von vielen gilt, gilt das von allen? Wenn die Zahl der gefallnen, verführten und entehrten Weiber und Mädchen, wenn die Zahl der unglücklichen Gattinnen und Mütter, groß ist; giebt es darum gar keine Tugend, gar keine Sittlichkeit und Keuschheit, gar keine glückliche Gattinnen und Mütter mehr? O Ihr Männer! welch eines groben Irthums macht Ihr Euch schuldig, indem Ihr von Einzelnen auf Alle, von einigen unsres Geschlechts auf unser ganzes Geschlecht schließet! Gewiß, ein Trugschluß, der Eurem Herzen eben so wenig Ehre macht, als Eurer Logik!

Das Sittenverderbniß ist, wie gesagt, in unsern Tagen allerdings groß; es ist selbst bis zu den entlegensten Winkeln der Erde, bis zu den unkultivirtesten Menschen, Racen vorgedrungen; sein Gift hat sich überall verbreitet, und richtet überall Verwüstungen an. Aber am sichtbarsten und in die Augen fallendsten sind diese Verwüstungen in großen Städten; und gewiß sehr sichtbar und in die Augen fallend sind sie in unsrer lieben Hauptstadt
 Berz

Berlin. Zürnet nicht, meine Mitschweftern,
 zürnet nicht, Jünglinge und Männer, wenn
 ich über Euch, wenn ich über uns dieses
 Urtheil fälle! Es ist auf Erfahrung und Nach-
 denken gegründet. O mögte ich lieber solche Er-
 fahrungen nicht gemacht haben! O hätte ich mein
 Nachdenken lieber mit erfreulichern Gegenständen
 beschäftigen können! O hätte mein Auge tausend
 Dinge nicht gesehen, die es sah; und mein Ohr
 tausend Dinge nicht gehört, die es hörte! Biele-
 leicht wandelte ich oft mit froherer Seele und zu-
 friednerem Herzen in Eurer Mitte, als jetzt, da
 ich die Thorheiten und Laster der Menschen ken-
 nen lernte. Wahrlich, so angenehm es von der
 einen Seite ist, Menschen zu beobachten und
 kennen zu lernen, eben so niederschlagend ist es
 von der andern Seite. Denn man kann sich oft-
 mals des Gedankens durchaus nicht erwehren:
 so ist es, und so könnte und sollte es seyn; dort
 glauben die Menschen ihr Ziel gesteckt, und ach!
 wie weit verfehlen sie es! dort glauben sie in den
 Hafen der Ruhe und des Glücks einzulaufen,
 und — die Unglücklichen wissen oder bedenken
 nicht, daß, wenn sie diesen Lauf fortsetzen, ihr
 Schiff bald scheitern und bald ein Spiel der Wo-
 gen

gen und Stürme werden wird! Welches menschliche Herz ist so gefühllos, um bei solchen Betrachtungen ganz gleichgültig zu bleiben?

Ob das Sittenverderbniß in andern großen Städten größer oder geringer sei, als in Berlin? dies wage ich nicht zu entscheiden; denn ich lebte nie an einem andern großen Ort. In kleinern Städten und auf dem platten Lande trifft man allerdings mehr Sittenreinheit an, als in unsrer lieben Hauptstadt. Dies kann ich verbürgen; indem ich einen großen Theil meines Lebens auf dem Lande und in verschiednen kleinen Städten zubrachte, und jetzt seit vielen Jahren in Berlin lebe; und weil es in jeder Periode meines thätigen Lebens für mich Hauptgeschäft war, auf diesen Unterschied der Menschen mein Augenmerk zu richten und den Quellen desselben, so viel dies meine eingeschränkten Kenntnisse verstatten, nachzuspüren. Ich bemerkte aber nicht bloß bei unserm Geschlecht eine große Verschiedenheit, sondern auch bei dem männlichen. Kurz ich fand: daß Keuschheit und Sittenreinheit in kleinern Städten und überhaupt in der Provinz zwar keinesweges etwas ganz gewöhnliches und alltägliches sind; daß sie aber gleichwol weit häufiger

figer angetroffen werden, als in unsrer Hauptstadt. Ja was noch mehr ist, ich glaube sogar bemerkt zu haben: daß Sittsamkeit und Unschuld desto seltener Erscheinungen werden, je größer und volkreicher der Ort ist, wo man sie sucht, und je näher er der Hauptstadt liegt. — Vielleicht wird mir mancher von Euch, meine Mitbürger und Mitbürgerinnen, auch dieses offenerzige Geständniß verargen. Ist es aber meine Schuld wenn ich sage, wie mir eine Sache zu seyn scheint? und behaupte ich damit, daß sie schlechterdings so sei? Ich will mich gerne geirrt haben, und dem, der mich eines bessern belehret, eben so gerne eingestehen: daß der Schein trüget. Ja was noch mehr ist; ich will sogar wünschen: daß meine Beobachtungen ungegründet seyn mögen, und daß ich gröblich geirret habe.

Wäre dem aber nicht so, und hätte ich in der That ganz richtig beobachtet, so ließe sich, dünkt mich, dieses Phänomen sehr leicht erklären. Um bei unserm lieben Berlin stehen zu bleiben: Wer von meinen Lesern und Leserinnen weiß nicht, daß es der Sammelplatz von beinahe 200000 Menschen ist, und daß Berlin also zu den ersten Städten Deutschlands gehöret? Fast der dritte
Theil

Thell von diesen Bewohnern Berlins besteht aus Fremden, welche nicht bloß aus allen, selbst aus den entferntesten Provinzen Deutschlands, sondern auch aus andern noch entlegnern Ländern hieher zusammenströmen.

Der Bewohner des platten Landes verläßt seine niedrige Hütte und eilet nach Berlin; weil er sich hier ein leichtes und schnelles Fortkommen, ein bequemerer und ruhigeres Leben, mehr Reichthum und Ueberfluß verspricht.

Der Handwerker, der Künstler, eilet der Hauptstadt zu: denn er hoffet, daß, weil man hier von seiner Geschicklichkeit mehr Gebrauch machet, sie besser bezahlet und mehr in Ehren hält, er auf diese Weise nicht bloß nothdürftigen Lebensunterhalt und Subsistenz, sondern überdies noch Mittel und Wege finden werde, sein Glück zu machen und sich in den Besitz von Reichthum und Ueberfluß zu setzen.

Der Gelehrte jedes Standes hält entweder sein Fortkommen in der Provinz für unmöglich, weil alle Stellen und Aemter hinfänglich besetzt, wenn nicht gar überhäuft sind: oder er glaubt, daß man dort nicht im Stande sei, seine Talente
und

und Kenntnisse gehörig zu würdigen, und daß er also mittelst derselben sich nicht so leicht hervor thun und empor schwingen könne, wie an einem Ort, wo dem Genie tausend Karrieren offen stehen; oft sieht er sich sogar gezwungen die Provinz zu verlassen, weil es ihm dort an Mitteln und Gelegenheit gebricht, sich in seiner Wissenschaft oder in seiner Kunst zu vervollkommen und den erforderlichen Grad der Vollendung zu erlangen, ohne welchen er weder sein gutes und leichtes Fortkommen in der Welt finden, noch sein Glück machen kann. Kurz er verläßt die Provinz, kommt nach Berlin, mit dem Vorsatz, hier, gleich einer fleißigen Biene auf einer reichen mit den schönsten und lieblichst duftenden Blumen bedeckten Aue, recht große Vorräthe einzusammeln, und diese zum Nutzen und Frommen seines väterlichen Bodens wieder auszubreiten. Oft erfüllt er seinen Vorsatz; oft aber verliebt er sich in dieses reizende Blumenbeet mit allen seinen tausendfachen Schönheiten und Wohlgerüchen so sehr, daß er seinen väterlichen Boden ganz vergißt, Berlin für die einzige Quelle des Glücks hält, und eher alles in der Welt aufopfert,

opfert, als diesen seinen Lieblingsaufenthalt. So wird er also ein Einwohner dieser großen und schönen Hauptstadt; so findet er oftmals den Weg, der ihn zu einem glänzenden Ziele führt, als er je in seiner Vaterstadt, in seiner Provinz hätte erreichen können. Viele seiner auswärtigen Bekannten und Freunde erfahren, wie er mit Riesenschritten jenem großen Ziel zueilte; sie hoffen ein ähnliches Schicksal, weil sie sich eben so große Talente, eben so viele Kenntnisse und Geschicklichkeiten zutrauen; kurz sie eilen ihm nach. Bisweilen gelingt es ihnen, in jenes Fußstapfen zu treten, oder ihm gar den Vorschritt abzugewinnen: bisweilen bleiben sie aber weit hinter ihm zurück; und gewiß eben so oft, wenn nicht noch öfter, sehen sie jeden Weg, den sie für sich auf der Laufbahn der Ehre, des Ruhms und des Glücks offen glaubten, entweder versperrt, oder schon so sehr mit Menschen bedeckt, daß es ein sehr gewagter Versuch seyn würde, diesen Weg einschlagen zu wollen. Sie geben also ihren Plan, den sie so kühnlich entworfen hatten, auf, und setzen ihren Wanderstab weiter; oder sie fassen den

Ent-

Entschluß, ihr Schicksal abzuwarten, es komme auch über sie, was da wolle. Ja sie sind nicht selten sogar entschlossen, sich lieber jedem Unfall preis zu geben, lieber zu darben und zu hungern, als von dem reizenden, verführerischen Gedanken zu lassen: daß sie der Quelle der Hoffnung und des Glücks äusserst nahe sind, oder daß das Wasser in dem Teiche Bethesda über lang oder kurz von einem wohlthätigen Engel könne bewegt und sie in denselben können hineingelassen werden, und so Gesundheit und Leben erhalten.

Aus diesen und andern Gründen ist in Berlin ein so großer Ueberfluß an Menschen jeder Art und jedes Standes, an Künstlern, Gelehrten u. s. w., von denen einer den andern verdrängt, und welche auf alle Art und Weise, durch Empfehlungen, durch feine und niedrige Ränke und Kabalen, auf tausenderlei Krumm- und Schleich-Begen, durch Gleisnerei, Heuchelei, Kopfhängerei, durch Schmiegen, Diegen und Kriechen und so weiter, sich einander den Rang abzulaufen trachten; und wobei, leider! derjenige, welcher in den genannten freien Künsten am geschicktesten

Män. Keuschh. 2. Bd. N ist,

ist, vor dem der dies nicht ist oder seyn will, gewiß allemal einen mächtigen Vorsprung behält, da hingegen der letzte, wie man von selbst begreift, mit aller seiner Brauchbarkeit für die Welt, mit aller seiner Geschicklichkeit und Gelehrsamkeit, mit allen seinem Eifer, sich seinen Nebenmenschen recht nützlich zu machen, und recht viel Gutes in der Welt zu schaffen und zu wirken, unbekannt, ungebraucht, und daher unbelohnt in einem Winkel, vielleicht auf einer Dachstube, sitzt und darbet, indem jener Gleisner, Heuchler, Kopfhänger, Krlecher, Ränke- und Rabalen-Macher von einer Stufe der Ehre und des Glücks zu der andern empor steigt. Glaubet also nicht, Ihr meine Leser und Leserinnen, daß Berlin derjenige Ort sei, wo man das Verdienst nie verkennet, sondern stets hervorzieht, ermuntert und belohnt. O wie verhält es sich hiemit so ganz anders! Wie sind die Wege des Glücks und der Ehre hier so gar seltsam wunderbarlich!!

Doch ich kehre zu meinem Gegenstand zurück; denn dies war eine Abschweifung. So wie also der Handwerker, Kaufmann, Künstler

ter

ter und Gelehrte nach der Hauptstadt eilen, um hier ihr Glück zu machen, und Ehre, Ruhm, Reichthum, Ueberfluß, Gemächlichkeit, Wohlleben u. s. w. zu erlangen; eben so verläßt der begüterte und reiche Partikulier, mit oder ohne Ahnen, den ruhigen, friedlichen Wohnsitz des Landlebens, die kleine oder mittlere Provinzialstadt, den Schooß der Zufriedenheit, des häuslichen Glücks und der beneidenswertesten Familien: Freuden, und kommt nach Berlin, dieser Akademie der Musen und Grazien, diesem Tempel des Apoll, dieser Schule aller feinen Moden, aller feinen Lebensart und aller feinen Sitten, dieser unverstegbaren Quelle des Luxus, diesem Wohnsitz der Ueppigkeit, Schwelgerei, Eitelkeit, des unnützen und lächerlichen Pomps, des unsinnigsten Aufwands und aller nur gedenkbaren Lächerlichkeiten, Narrheiten und Ausschweifungen; diesem geliebten, ersehnten Berlin eilet, sage ich, der wohlhabende, reiche Partikulier zu, um hier jeder Laune, jeder Phantastie nachhängen, jeden Hang, jeden Durst nach Vergnügen, jeden Hunger nach Zerstreuungen und Zeitvertreib befriedigen, um seinen Reichthum, seine Pracht zeigen, und sein Geld, seinen Ueberfluß mit Ge-

schmack an den Mann bringen und sich dafür jeden, selbst den ungesundesten und Körper und Geist gleich sehr zu Grunde richtenden, Genuß erkaufen zu können. Hier besucht er Schauspiele, Bälle, Maskeraden, Redouten, Opern, Konzerte, Komödien, Asseembleen, Clubs, Plüschkaffe, Kaffee- und Spielhäuser, Trinkgelage, Hurenhäuser und mit unter, wenn er nichts Bessers anzufangen weiß, auch Tempel und Kirchen. Hier verschleudert er sein Geld an Kunst- und Modenhändler, an Putzmacherinnen, Kupplerinnen und Gelegenheitsmacherinnen, an seine und verschmitzte Betrüger und Betrügerinnen u. s. w. Hier vergeudet und verprasset er bei einem Diner, Souper, Caffé-coiffé u. s. w. mehr Geld, als er gebrauchen würde, um hundert, ja tausend Unglückliche und Nothleidende aus dem tiefsten Abgrunde des Elends zu reißen. An diese denkt er nicht, weiß kaum, daß sie existiren, weiß kaum, daß sie Seufzer und Klagen zum Himmel aufschicken, indeß er in dem Kreise seiner frohen Genossen mit lauter Freude, unter lautem Lachen und ausgelassener Lustigkeit, umhertaumelt, und von einem Taumel des Vergnügens sich in einen andern stürzt, und von einer Trunkenheit der

der Sinne kaum nüchtern geworden ist, indeß eine andre schon seiner wartet. Diese unglücklichen Nothleidenden hört und sieht er nicht, wann er, stolz und übermüthig auf seine Höhe, auf seine Pracht und seinen Reichthum, durch die Straßen schwärmt; wann er in seinem schnell dahin gleitenden, schön geschmückten Schlitten mit tobendem Geräusch, gleich einer Schaar von Bachanten, oder wann er, sich brüstend und blähend, in seiner prächtigen Equipage vorüberreißt, und alles aus dem Wege treibt oder — mit Roth besprühet u. s. w. Der Dürstige wagt es kaum, zu seiner stolzen Höhe hinaufzublicken. Er staunt ihn an und bebet in sich selbst zurück, und fühlt sich zehnfach unglücklich, weil er um und neben sich Menschen sieht, welche mitten im Schooße des Glückes und Ueberflusses sitzen, und welche diesen Ueberfluß mit vollen Händen umherstreuen, jedoch so, daß ihm auch nicht der kleinste Theil davon zufällt.

Nicht aber bloß Menschen, deren Stand, Lebensart, Gewerbe u. s. w. ich bisher charakterisirt habe, eilen der Hauptstadt zu: sondern auch solche, die gar keine bestimmte Lebensart erwählt, gar kein Gewerbe gelernt haben, denen

es an allen Hülfsmitteln der Subsistenz und eines ehrlichen und anständigen Fortkommens fehlt. Diese sind an keinem andern Orte sicher, als unter einer großen Menschenmasse, als in einer Hauptstadt, wo sie selbst der wachsamsten Polizei ent schlüpfen, und ihre Aufmerksamkeit auf alle Art und Weise zu täuschen und zu hintergehen wissen. Solcher Menschen giebt es in Berlin eine Menge. Sie sind feine oder grobe Betrüger, Unterhändler, Kupler, Gauner, Gaukler, Taschenspieler, Aventuriers oder Glücksritter, Müßiggänger, Faulenzer, Bettler, Diebe u. s. w. Alle diese Menschen wollen leben, sie wollen essen, trinken, sich kleiden, und wol gar — die Moden des Luxus u. s. w. mitmachen. Sollten meine Leser und Leserinnen etwa zweifeln, daß es solcher unnützen Pflastertreter und Taugenichtse sehr viele in unsrer lieben Hauptstadt giebt, so könnte ich eine Menge Belege für die Wahrheit meiner Behauptung anführen. Jedoch von vielen Beweisen will ich nur einen beibringen, welcher, so wie fast alle meine Beispiele, aus meiner eignen Erfahrung genommen ist. Hier ist er:

Vor

Vor nicht gar langer Zeit kam ein ziemlich anständig in einem englischen Frack gekleideter junger Mensch zu mir, der sich für einen Kandidaten der Rechte ausgab, und vorwandte: daß er sich einige Zeit in Berlin aufgehalten habe, während seines Aufenthalts aber von einer langwierigen und schweren Krankheit befallen sei, wodurch er genöthigt worden, alles zuzusehen und sich selbst von seinen nothwendigsten Habseligkeiten, als Wäsche, Kleidern, Büchern u. s. w. zu entblößen, so daß er ganz ausser Stand sei, seine Rückreise nach Rostock zu seinem Onkel, einem dort angesehenen Mann, (dessen Namen und Stand er nannte) anzutreten. Dieser Mensch wußte seine traurige Lage so herzerührend zu schildern, daß ich meinen Mann rief, welcher, eben so wie ich, zu dem größten Mitleid mit seinem Schicksal fortgerissen wurde. Ueberdies zeigte er in seinem äußern Benehmen einen gewissen Anstand und überhaupt ein gewisses Wesen, welches uns alle beide, nach einigen mit demselben angestellten Prüfungen, glauben machte: er sei kein Betrüger, sondern in der That ein pauvre-honteux, der um so mehr unsern Beistand

verblene, weil seine Geburt und ganze Erziehung ihn zu etwas besserem bestimmt zu haben schienen. Kurz, unser beider Mitleiden mit ihm riß uns so weit fort, daß wir ihn mit Kleidungsstücken, Wäsche und einem nicht unbedeutlichen Zehrpennig beschenkten, und mit den besten Wünschen für seine in einigen Tagen anzutretende Reise entließen. Er erwiderte unsre Wünsche und Geschenke mit tausend Segenswünschen, und schied von uns mit Thränen in den Augen, die er, wie er sagte, vergoß, weil es ihn äusserst rührte, bei ganz unbekanntem Menschen so viele Wohlthätigkeit und solch ein thätiges Mitleiden gefunden zu haben, welches gewiß unter dem Monde ein äusserst seltner Fall sei.

Einige Wochen nachher, als wir unsern hilfsbedürftigen Reisenden schon längst in No-
stock bei seinem Onkel glaubten, ging ich des Nachmittags mit meinem Manne aus. Wir waren beide, wegen der kalten Witterung, verhüllt, so daß man uns, wenigstens aus der Ferne, nicht erkennen konnte. Als wir in diesem unserm Incognito durch einige Straßen gegangen waren, so kamen wir vor
dem

dem Hause eines Pferde-Vermiethers vorbei; und wen fanden wir hier? Keinen andern, als unsern Kandidaten. Und was machte der hier? Kaum sollte man es glauben: der Ehe-
 reumann stand und handelte mit dem Vermiether wegen eines Schlittens, womit er sich diesen Nachmittag ein Vergnügen machen wollte. Anfangs wollten wir beide unsern Augen nicht trauen. Weil der saubere Herr aber zu kenntlich war, und sogar ein Unterkleid, welches ihm mein Mann gegeben, auf dem Leibe hatte; so gingen wir beide auf ihn zu. Mein Mann redete ihn sogleich mit einer sehr unfreundlichen Stimme an und nannte ihn einen niedrigen Betrüger, der das Mitleiden gutmüthiger Menschen zum Besten hätte und sich auf anderer Unkosten belustigte. Er bedrohte ihn sogar, daß er ihn sogleich der Polizei anzeigen und festsetzen lassen würde. Jedoch um Aufsehen und Weislaufigkeiten zu vermeiden, geschah dies nicht. Aber wie beschämt stand der Nichtswürdige vor uns da! Er wagte es nicht, die Augen aufzuschlagen! Und wie sah er sich nach einem Rettungsmittel aus dieser Verlegenheit um! Endlich fing er an, einige

N s

Wor:

Worte herzustottern. Wir hörten aber nicht darauf, sondern setzten unsern Weg fort, und ließen ihn in seiner Beschämung bei seinem bedungnen Schlitten stehen. Ob er seine Schlitten Promenade gemacht habe, oder ob sie ihm durch unsre ganz unvermuthete Darzwischenkunft verleidet worden sei? dies weiß ich nicht. Daß er aber Berlin in einigen Wochen nachher noch nicht verlassen hatte, weiß ich, weil ihn mein Mann ein zweitesmal in einem äußerst eleganten Aufzuge, und keinesweges in einem Bettlerkleide, auf der Straße traf. Wahrscheinlich hat dieser Nichtswürdige viele gutmüthige Herzen betrogen; und ohne Zweifel werden die Berliner von vielen, ja von sehr vielen solcher und ähnlicher Schurken hintergangen.

Kurz, es leidet gar keinen Zweifel, daß Berlin mit vornehmen und niedrigen, armen und reichen Taugenichtsen, mit halb beschäftigten und ganz geschäftlosen Müßiggängern und Tagelöhnen angefüllt sei, die nicht wissen, woher sie ihren Lebensunterhalt nehmen, wie sie ihre Zeit verbringen und die quälende Langeweile tödten sollen, und daher auf allerlei Masinevements gerathen, zu allerlei Kniffen und Betrüger

trügereien ihre Zuflucht nehmen, und also bloß auf Unkosten der einfältigen und gutgesinnten Einwohner leben.

Von diesen Müßiggängern und Taugenichtsen sind freilich diejenigen der Unschuld, Sittenreinheit und überhaupt der ganzen Moralität am gefährlichsten, welche begütert und reich sind, welche daher von einem Genuß zu dem andern eilen, von einem Vergnügen zu dem andern übergehen, bis sie endlich alle Genüsse und Vergnügungen erschöpft haben, und ihnen nun nichts weiter übrig bleibt, als daß sie sich den größtten Wohlthäten und Ausschweifungen jeder Art in die Arme werfen. Wer Berlin kennt, wird wissen, wie viele solcher unnützer, verderblicher Geschöpfe es hier giebt, und wie viel Unheil diese anrichten. Diese sind es meistens, welche den Grund zu sehr vielen, ja zu dem meisten Sittenverderbnis legen. Sie sind es, welche der Unschuld nachstellen, sie durch allerlei Kunstgriffe in ihre Schlingen zu ziehen und zu berücken wissen; welche sehr viele junge und unwissende Mädchen durch allerlei Vorspiegelungen von Freundschaft, Liebe, ewiger Treue und Ergötzen

benheit u. s. w. zuerst an sich locken, sie sodann dessen berauben, wornach ihnen gelüftete, und sie hinterher nicht selten im Striche lassen, oder gar von sich stoßen und dem größten Elende preis geben. Sie sind es, welche oft um einen geringen, oft aber auch um einen ungeheuren Preis dasjenige von ihnen erkaufen, worein ihre närrische Phantasie einen großen, ja den größten Werth setzt. Sie sind es aber auch, welche eben so oft von verschmitzten Betrügnern und Betrügnern betrogen werden, welche ihnen ein bloßes eingebildetes Ding, das sie vielleicht schon hundert und mehrmal verkauft hatten, für etwas Wirkliches und sehr Neues verkaufen, und obendrein noch ihrer närrischen Phantasie, ihrer betrogenen Leichtgläubigkeit und Einfalt lachen.

Aber nicht bloß das andre Geschlecht, sondern auch das unsrige, meine Lesertinnen, eilet nach Berlin, als dem großen Schauplatz, als dem ewigen Jahrmarkt des Vergnügens und der Belustigungen, als einer Schutz- und Freistätte gegen alle Thorheiten und Ausschweifungen. Die meisten Frauenzimmer der Provinz

vinz, vorzüglich junge Mädchen, deren Phantasie leicht zu erhitzen ist, können kaum von diesem irdischen Paradiese sprechen hören, ohne daß ihnen sogleich der Kopf schwindelt. Wie viele Beispiele giebt es nicht, daß manches junge Frauenzimmer sich solche Herrlichkeiten, ein so ununterbrochnes Freudenleben, einen stets heitern und unbewölkten Himmel in Berlin versprach, daß es jede Gelegenheit hieher zu kommen mit beiden Händen ergriff, seine Heimath und die lieben Angehörigen gerne verließ, und alles aufopferte, was ihm nur lieb und werth seyn konnte, um zu dem Besitz des ersehntesten Gutes zu gelangen, nemlich zu dem Glücke, eine Bewohnerinn von Berlin zu werden. Wie viele Beispiele giebt es nicht, daß junge Mädchen so gar ihren Eltern und Angehörigen in der Provinz heimlich entwichen und gerades Weges nach Berlin kamen, um hier, wie sie vermeinten, ihr Glück zu machen? Aber wie sehr fanden sie sich gewöhnlich hinterher betrogen! Wenn es der einen oder der andern je glückte, so gereichte gewiß hunderten gegen Eine ein solches Wagestück zum Verderben,

Geht

Sehr viele junge und bejahrte Frauenzimmer, verheiratheten und ledigen Standes, kommen nach Berlin, weil sie in ihrer Vaterstadt oder in ihrem Geburtsdörfchen einen Fehltritt thaten, wodurch sie die Augen ihrer Nachbarn und Bekannten auf sich zogen, und Anlaß zu allerlei Spötereien, Neckereien und lieblosen Anmerkungen und Verunglimpfungen gaben. Diesen und andern kleinern und größern Unannehmlichkeiten glauben sie sich zu entziehen, wenn sie, ferne von dem Ort ihres Fehltritts oder Falles, unter einer großen, fast unübersehbaren Menschenmenge leben. Oft gelingt ihnen ihr Plan; oft wird das in der Provinz zu Fall gekommen, entehrte Mädchen, oder das mit Schimpf und Schande gebrandmarkte Weib, für ein unschuldiges, unverdorbnes, gutartiges Wesen gehalten, und zwar bloß deshalb, weil sie aus der Provinz kamen; ja was noch mehr ist, man hält sie für recht seltne Erscheinungen, die der Aufmerksamkeit allerdings sehr werth sind u. s. w. Oft gelingt es solchen Geschöpfen so gar, daß sie in der Hauptstadt ihr Glück machen, und eine glänzendere Rolle spielen, als sie in ihrer Heimath je würden gespielt

spielt haben. Jedoch oft und gewiß sehr oft ist ihr Schicksal traurig und ihr Ende schrecklich.

Nicht aber bloß Frauentimmer aus den höhern Klassen nehmen ihre Zuflucht zu solchen Wandrungen von der Provinz in die Hauptstadt: sondern ganz vorzüglich Mädchen und Weiber aus der niedrigsten Menschenklasse. Weibliche Diensthöten, welche ihren Herrschaften nicht gehorchen wollen, welche wegen eines Fehlers oder Verschens bezüchtigt wurden, oder welche sich eines groben Verbrechens, einer Ausschweifung u. s. w. schuldig machten, verlassen ihr Städtchen oder ihr Dorf und kommen nach Berlin. Oft lassen sich auch Geschöpfe aus dieser Menschenklasse durch einen gewissen verführerischen Schein blenden. Sie glauben z. B. daß hier mehr zu verdienen und erwerben sei, daß sie hier weniger Arbeit und ein bequemes Leben führen können u. s. w.

Diese und tausend andre Umstände locken freilich auch manches unverdorbnne Geschöpf herbei. Aber die Anzahl der verdorbnen und der allerwegeworfensten ist ohne Zweifel die beiweilen größere.

Wie

Wie lange diejen igen aus dieser Menschenklasse, welche in der That noch unverdorben und unverföhrt hier her kommen, unverdorben und unverföhrt bleiben? dies bedarf wol keiner Beantwortung. Von allen, was ein solches unwissendes und oft unbefangenes Mädchen um und neben sich sieht, wird es gleichsam verblindet und schwindeln gemacht. Bald gelüstet seinem Gaum nach dieser und jener erlaubten und verbottenen Speise; es wird darnach desto lüsterner, je öfter es dieselbe sieht; endlich kann es sich nicht mehr halten; es rotht, es muß davon genießen; es strecket also seine Hand darnach aus und — sein Fall ist nahe — es ist schon gefallen — es hat sich der Versuchung preisgegeben und ist — dars in umgekommen.

O ihr armen, unglücklichen Geschöpfe, die ihr euch von dem täuschenden, verführerischen Schimmer des Glücks, von dem leidigen Durst nach Geld und Schätzen verleiten ließet, eure Heimath, den Wohnsitz der Unschuld, der ächten häuslichen Freude und des wahren Lebensgenusses zu verlassen, o wie dauert ihr mich! Denn was tauschtet ihr gegen jene häuslichen Freuden, gegen jenen Lebensgenuß, gegen eure Unschuld
und

und Unverdorbenheit ein? Gewiß nichts, als verdoppelte Lebensbürde, als Mühseligkeiten und Plagen, als glänzendes Elend, als Vorwürfe eures Gewissens, als qualende Reue. O wäret ihr in eurer Heimath geblieben! gewiß ihr wäret glücklicher! — Doch genug hiervon.

So ist also Berlin, wie meine Leser und Leserinnen sehen, ein Zufluchtsort, eine Schutz- und Freistätte, für alle Stände, für Hohe und Niedrige, für Reiche und Arme, für Schurken und Bösewichter, für gefallne, verführte, entehrte und beschimpfte Mädchen und Weiber, kurz für die besten und edelsten, und für die unwürdigsten und verworfensten Menschen, nicht bloß aus den Staaten unsers Königs, nicht bloß aus Deutschland, sondern auch aus den entlegensten Ländern Europas. Denn unter der milden Regierung unserer Landeshoheit findet bei uns ein jeder Aufnahme und Schutz, und, wenn ers darnach anzufangen weiß, Lebensunterhalt und Fortkommen *). Dies letzte ist besonders der Grund, warum

*) Hier ließe sich die Frage aufwerfen: ob es für ein Land gut sei, Ausländer aufzunehmen und ihnen nicht bloß bürgerlichen Erwerb zu verstatten, sondern

warum so viele Ausländer nach den preussischen Staaten und insbesondre nach Berlin strömen. Mancher, der sein Vaterland verlassen mußte, weil er sich den Weg zu seinem Fortkommen und Glück daselbst versperrte, kommt nach Berlin, und findet hier Fortkommen und Glück.

Muß aber dieser Zusammenfluß von so vielen guten und bösen Menschen, von so vielen geschickten und ungeschickten, von so vielen gebildeten, gesitteten und von so vielen ungebildeten, entarteten und durchaus lasterhaften und verdorbenen, muß, sage ich, dies nicht den größten Einfluß auf die Sitten der Einwohner Berlins haben? Können unter solchen Umständen diese wol rein und unverdorben seyn? Können Keuschheit und Tugend wol sehr häufige Erscheinungen seyn? Nein gewiß nicht. Doch hiemit will ich keinesweges

bedenken sie in öffentliche Aemter zu setzen, und ihnen dabei oft, bloß weil sie Ausländer sind, den Vorzug vor Eingebornen einzuräumen? Der Staat, dünkt mich, ist zuerst seinen eignen Gliedern Brod und Unterhalt schuldig; und er handelt also nicht ganz gerecht und weise, wenn er ihnen dies durch Fremde schmälert oder gar entzieht. Doch ich verziehe mich nicht auf Staatswirthschaft; es mögen also andre diese Fragen beantworten.

weges gesagt haben: daß in Berlin gar keine Keuschheit und Sittenreinheit mehr anzutreffen sei. Dies sei ferne von mir; denn ich kenne selbst Ausnahmen. Es würde ja auch ein Unglück für den Staat seyn, ja man müßte so gar befürchten, daß derselbe seinem Untergange nahe sei, wenn alle Tugend und insbesondrer alle Sittenreinheit aus der Hauptstadt verbannt wäre. Denn der Einfluß, welchen die Hauptstadt auf die Einwohner eines ganzen Landes hat und haben kann, ist in die Augen fallend; ja man kann behaupten: mit ihrem Sinken und Steigen sei auch das Sinken und Steigen der nahe und entfernt gelegenen Provinzen, und mit ihrem Sturz auch der Sturz von diesen fast nothwendig verknüpft.

Welche Folgen lassen sich aber aus dem Gesagten, in Absicht unsrer oben aufgeworfenen Fragen, herleiten? Offenbar diese: daß die Männer allerdings Ursache haben, in die Treue ihrer Weiber und in die Keuschheit und Tugend unsres Geschlechts überhaupt einiges Mißtrauen zu setzen; daß sie in diesem Mißtrauen aber nicht zu weit gehen müssen, weil es der glücklichen Ausnahmen von der

ziemlich allgemeinen Regel immer noch, selbst an solchen Orten, wo das Sittenverderbniß in der That groß ist, viele giebt. Eine zweite Folge ist diese: Das Sittenverderbniß ist nicht überall gleich groß und so groß, wie in der Hauptstadt. Man gehe zu den Städten und Dörfern der Provinz und man wird sich von dieser Wahrheit überzeugen.

Ein anderer vorzüglicher Grund der Ausschweifungen in Berlin ist der übertriebne und alle Maaß und alles Ziel überschreitende Luxus, oder Aufwand für Bequemlichkeiten, Gemächlichkeiten des Lebens, für Pracht und Ueppigkeit jeder Art. Es würde mich hier zu weit von meinem Zweck abführen; wenn ich die sämtlichen verderblichen Folgen des Luxus und seinen Einfluß auf Sitten, Denkart und Handlungsweise der Menschen im allgemeinen, und auf einzelne Tugenden und Vollkommenheiten insbesondre, auseinandersetzen wollte; daher soll es mir genügen, bloß den Einfluß desselben auf Sitteneinheit und Keuschheit mit einigen Fingerzeigen angedeutet zu haben.

Der

Der Luxus ist eine Krankheit, welche von Tage zu Tage weiter um sich greifet, und, vorzüglich in unser Hauptstadt, bei allen Ständen, von den höchsten bis zu den niedrigsten, leider nur zu sichtbare Spuren zeigt. Beispiele davon mag ein jeder meiner Leser und Leserrinnen aus seiner eignen Erfahrung nehmen.

Der durch Luxus verweichlichte, erschlafte und entkräftete Mensch, fühlt in sich kein Hin- streben nach großen und erhabenen Tugenden und Vollkommenheiten. Seine Aufmerksamkeit und seine ganze Thatkraft ist bloß auf seine hundert tausend Bedürfnisse gerichtet. Diese sucht er zu befriedigen; und alles, was nicht hierauf Bezug hat, liegt gleichsam außer seinem Kreise. Er hält daher nicht selten die niedrigsten Mittel für erlaubt, um zu diesem seinen Ziel zu gelangen; und auf diese Weise entspringt bei ihm eine Thorheit aus der andern, und ein Laster aus dem andern.

Ein solcher in Luxus versunkener Mensch sieht z. B. daß ein anderer es ihm an Aufwand, Pracht, an köstlichen Kleidern, schönen Meubeln, oder reicher Equipage zuvor thut; er fühlt,

daß diesen zu erreichen seine Kräfte übersteigt, wenn er sie gleich noch so sehr anstrengen wollte; dies erfüllt seine ganze Seele mit Unmuth, Bitterkeit und Haß. Er beneidet jenen wegen seines Vorzugs, und rächet sich, weil er an ihm keine Rache üben kann, an andern, welche unter ihm stehen; er läßt diese seine ganze üble Laune, sein drückendes Uebergewicht fühlen, damit sie erkennen, daß er mehr, daß er besser ist, als sie, so wie er es zu seinem Verdruß fühlen und erkennen muß, daß jener beneidete Glückliche reicher, größer und erhabner ist, als er. Oft unterdrückt er den in seinem Herzen aufsteigenden Unmuth, Haß und Neid: dafür giebt er aber andern noch niedrigeren Leidenschaften bei sich Raum. Um es jenem glücklichen Sterblichen an Pracht und Reichthum gleich, oder wenn möglich, zuvor zu thun, setzt er alle Triebräder der Heuchelei in Bewegung, haschet nach der Gunst der Großen, schmeiaget und bieget sich, und kriechet vor ihnen in dem Staub; kurz er lässet keine Kunstgriffe, um zu seinen Zweck zu gelangen, unversucht, und sollten sie auch das Verderben seines Nebenmenschen, das Elend von tausenden seiner Mitgeschöpfe zur Folge haben. So erzeugt also

also der Luxus ein Heer von Thorheiten und Lastern.

Ein junges Frauenzimmer sieht eine Mitzschwester, von gleichem Alter, Stand u. s. w., eine glänzende Laufbahn betreten. Es sieht, daß sie sich mit Seide und köstlicher Leinwand kleidet, daß sie mit Gold und Edelsteinen und dem schönsten Geschmeide pranget, in einer prunkvollen Equipage einherstolziret, Schauspiele, Konzerte, Bälle besucht, kurz alle Lustbarkeiten genießet, und sich beständig in der Gesellschaft eines lebenswürdigen jungen Mannes befindet, der sie auf Händen zu tragen, ja anzubeten scheint, dem jeder Wink, jede ihrer Mienen schon Befehl ist; dieses alles hört und sieht ein junges Mädchen. Dadurch wird seine Einbildungskraft erhitzt; es träumt sich seine Gespelleinn in dem Besitze des größten Erdenglücks, beneidet ihr ein solches glänzendes Schicksal und schämet sich seiner eignen Niedrigkeit, in Vergleich mit jener Hoheit. Oft schlägt dies den Muth der Beobachterin nieder; oft aber erhebt es denselben. Sie hält sich für eben so schön, reizend und verführerisch, als jene, und daher für eben so würdig, das Herz eines jungen reichen Herrn zu fesseln,

und mit ihm Glück und Hohenheit zu theilen. Dieses Gefühl spornet sie an, allen Zauber der Jugend, Schönheit und Anmuth spielen zu lassen, um so ein Herz zu erobern. Ihre Pläne schlagen aber fehl; sie macht gar keine Priese, oder wenigstens keine solche, die die Wünsche ihres Herzens befriedigt, und sie jener beneideten und glücklich geschätzten Gespielin an die Seite setzt. Voll Unmuth und Aerger über ihr Schicksal wirft sie sich daher dem ersten besten in die Arme, von dem sie wenigstens hoffet, daß er sie etwas hervorheben, daß er sie etwas auszeichnen werde. Sie wird also das Opfer der verführerischen Prachtliebe, des verderblichen Luxus. O glaubt es, meine Mitschwestern, daß auf diese Weise manches Mädchen seine Unschuld und Tugend verliert. Fast ein ähnliches Schicksal hatte die bedauernswerthe Albertine S., eine meiner frühesten Jugendfreundinnen. Ihre Geschichte ist kürzlich diese:

Sie erhielt von ihren Eltern, welche zwar nicht reich waren, aber dennoch ihr gutes Auskommen hatten, eine sehr zweckmäßige Erziehung; das heißt: sie wurde in allen Dingen
unters

unterrichtet, welche man von einem jungen
 Frauenzimmer von Erziehung nur fordern kann.
 Vorzüglich aber suchte ihre Mutter ihr Herz
 zu bilden, und sie zu einer recht guten Gat-
 tinn und Gehülfinn eines Mannes vorzubereit-
 en, den, wie sie hoffte, ihr das Schicksal
 ganz gewiß bald zuführen würde. Albertine
 vereinigte in sich die glücklichsten Anlagen des
 Kopfes und Herzens, und ward durch die Ent-
 wicklung dieser ihrer vortrefflichen Anlagen
 um so mehr die Freude ihrer Eltern, weil sie
 ihr einziges Kind war, von dem sie sich allen
 Trost und allen Bestand in ihrem Alter ver-
 sprachen. Beide Eltern liebten ihre Tochter
 aufs zärtlichste, und gewährten ihr gerne alle
 Freuden, welche unschuldig waren und auf ihr
 jugendliches Herz keine, selbst nicht einmal die
 entferntesten nachtheiligen Eindrücke machen
 konnten. Sie wachten aufs strengste über ih-
 re Unschuld und Sittenreinheit, und empfah-
 len ihr diese Tugenden beständig als die sicher-
 sten Grundlagen zu ihrem zukünftigen Glück.
 So gute und vortreffliche Grundsätze Albertine
 schon in ihren frühesten Jahren zeigte, so war
 sie dennoch nicht frei von aller Eitelkeit und

Liebe zur Pracht und zum Aufwand; und dies ward, wie wir sehen werden, die Klippe, woran ihre Tugend scheiterte.

Ein gewisser junger Mann von Familie *), Graf von N., lernte Albertinen kennen. Sie machte einen starken Eindruck auf sein hochgräfliches Herz; und er wünschte nichts mehr als Albertinens — Gemahl? o das wäre ja eine Mesalliance **) gewesen; nein, er wünschte nichts so sehr, als Albertinens — erklärter Liebhaber zu werden.

Hätte er einen solchen Wunsch gegen Albertinen laut werden lassen, so darf man wol nicht
zwei:

*) Meinte Leser und Leserinnen werden vermuthlich wissen, daß diejenigen Erdenköhne und Erdenköchter sich so zu nennen pflegen, welche vor ihren Vätern das Wörtchen von setzen; und daß daher andre ehrliche Leute nicht von Familie sind, wenn diese gleich tausendmal mehr Familie haben als jene.

**) Eine ungleiche, standeswidrige Heirath. So pflegt man eine Heirath zwischen Adlichen und Bürgerlichen, oder auch zwischen Adlichen und Menadlichen zu nennen; und eine solche Heirath wird von vielen für eine Todsfünde gegen den Ahnenstolz gehalten.

zweifeln, daß diese den Herrn Grafen mit aller seiner Verliebtheit ganz nachdrücklich würde zur Ruhe verwiesen haben; denn sie dachte nicht so kleinlich oder niedrig, wie sehr viele unsrer Mädchen und Weiber, welche sich durch das Wörtchen von, durch einen Stern auf der Brust, durch einen Orden, durch eine schöne Uniform u. s. w. nur gar zu leicht schwindlich machen, nur gar zu leicht den Kopf verrücken lassen. Er war also schlau genug, treue Freundschaft und warme, innige, ewige Liebe zu heucheln. Hiedurch betrog er das unbefangne Herz Albertins; hiedurch betrog er sie so sehr, daß sie alle ihre Schlaueit (denn jedes Mädchen, selbst das allergutmüthigste, ist nicht frei von kleinen Ränken und Intrigen, wenn der Zustand seines Herzens es zu erfordern scheint) aufbot, um ihm Eingang in ihr elterliches Haus zu verschaffen. Es kostete ihr allerdings viele Ueberredung, viel Bitten und viele Thränen; denn die vorsichtigen Eltern wollten es durchaus nicht verstaten. Endlich aber gelang es ihr.

Wer war jetzt wol glücklicher als Albertine?
 Wer war wol froher als der Graf, der sich dem
 Ziel seiner Wünsche mit einmal so nahe gerückt
 sah?

sah? Er suchte nun das Zutrauen der Eltern zu gewinnen; denn Albertinens Herz hatte er, wie wir wissen, schon ganz gewonnen. Jedoch war jenes nicht so leicht, als er vielleicht geglaubt hatte. Sie erlaubten ihm zwar, dann und wann in ihr Haus zu kommen und mit Albertinen Umgang zu haben: aber nie verstatteten sie, daß er mit ihr allein war, daß er mit ihr Promenaden machte, sie ins Schauspiel führte u. s. w. — Diese Besuche setzte der Herr Graf einige Zeit fort; aber es war ihm nur zu deutlich abzumerken: daß sie ihm lange Weile machten; so sehr er auch überzeugt war, daß ihm die offene und unbefangne Albertine liebte. Es versteht sich von selbst, daß die Eltern auch ausser dem Hause sowohl den Grafen als Albertinen sehr genau beobachteten, und über alle Tritte und Schritte des einen und des andern sorgfältig wachten, (denn sie wußten, daß das Herz eines Mädchens ein gar schwaches Ding ist). Nie durfte Albertine jezt ausgehen, ohne von ihrer Mutter oder jemand anders begleitet zu werden. War sie in den Gesellschaften ihrer Jugendfreundinnen, welches ihr nicht untersagt war, so mußten sie gewiß überzeugt seyn, daß kein Unberufner sich in diese Gesellschaften ein-

ein;

einschleichen durfte und konnte u. s. w. Kurz, die Eltern wandten alle Sorgfalt an, ihre Tochter vor den Fallstricken des Grafen, an dessen aufrichtiger Liebe sie beide zweifelten, und dem sie ihre Tochter zu geben nicht geneigt waren, wenn er gleich in vollem Ernste um ihre Hand angehalten hätte, zu bewahren. Ja sie waren aus verschiednen triftigen Gründen schon im Begriff, dem jungen Herrn auf eine feine Weise den Zutritt zu ihrem Hause zu untersagen, und gingen darüber mit einander und mit Albertinen (der sie mehr Stärke der Vernunft als der Leidenschaft zutrauten) offenherzig zu Rathe, wie dies am besten anzufangen seyn mögte, als sie am folgenden Morgen ihre Tochter — vermißten. Denn — man denke sich den Schreck dieser unglücklichen Eltern — der niedrig denkende Graf hatte sie zu bereden gemußt, mit ihm heimlich in der Nacht Berlin zu verlassen und in die weite Welt zu gehen. Sie war nicht sein Weib, sondern bloß seine Maitresse geworden. Ihre unglücklichen Eltern verweinen die kummervollen Tage ihres Lebens. — Doch ich breche diese traurige Geschichte ab.

Albers

Albertine ward also das Opfer ihrer Eitelkeit und Prachtliebe; und dies ist, wie ich nochmals wiederhole, das Schicksal sehr vieler jungen Mädchen. Sie verstaten einem jungen Manne, sich ihnen zu nahen. Anfangs geschieht dies mit Zurückhaltung und Bescheidenheit; nach und nach wird er aber dreister und zudringlicher, schleicht sich in ihr Herz ein und bemestert sich desselben zuletzt ganz. Er war schlau genug, diesen Besitz mit tausend Verbindlichkeiten, die man ihm theils nicht abschlagen konnte, theils nicht abschlagen wollte, zu erkaufen; er machte z. B. kleinere und größere Geschenke, half bald diesem bald jenem Bedürfnisse des Luxus und der Mode ab; bald war es ein Halstuch, bald ein Kopfschmuck, bald ein Geschmelde, was man sich wünschte oder zu wünschen schien. Dies alles wurde sogleich herbei geschafft, und tausend andre Dinge nebenher, womit man den entferntesten Wünschen schon zuvor kam: Hiedurch erwarb sich der Freund den Nahmen eines Liebhabers, eines Anbeters; hiedurch erwarb er sich aber auch ein großes Recht auf die Erkenntlichkeit seiner Angebeteten. Und womit sollte sie diese Erkenntlichkeit an den Tag legen? Womit sollte sie

sie ihren Liebhaber, ihren Anbeter bei guter
 Laune erhalten, daß er alle ihre tausend und
 aber tausend kleinen Bedürfnisse gerne befrie-
 digt? Womit anders, als mit kleinen Gunst-
 Bezeugungen? Doch mit diesen kleinen Gunst-
 Bezeugungen ist der Anbeter nur selten zufrie-
 den; denn das menschliche Herz ist unersät-
 tlich in Wünschen; er fordert also mehr, und
 die Geliebte seines Herzens ist schwach genug,
 mehr zu bewilligen; er fordert endlich alles,
 und sie ist schwach genug, ihm alles zu ge-
 wahren. Und ist dies geschehen, was bleibt
 ihr dann noch übrig? Wird sie wol im Stan-
 de seyn, ihren Liebhaber noch lange zu fes-
 seln? Oder wird sie sich nicht vielmehr bald
 von ihm verlassen, von der Welt verachtet
 und verspottet, und vielleicht dem größten
 Elende preis gegeben sehen?

O ihr Mädchen, laßt Euch also diese Leh-
 ren recht ans Herz gelegt seyn: „Ist Euch
 Eure Keuschheit, Eure Tugend und
 Euer Glück lieb; so räumt keinem
 Jüngling einiges Recht auf Eure Er-
 kenntlichkeit ein. Lernet Eure Be-
 dürfnisse einschränken, und lasset
 Euch

Euch nie von dem Stroh des Luxus und dem Schwindel der Moden so sehr fortreißen, daß ihr die Sklavinnen derselben werdet. Denn ihr habt gesehen: daß zu große Prachtliebe, zu große Luxus, und Mode-Sucht, die Quellen des Verderbens für Tausende Eurer Mitschweslern werden. Ihr habt gesehen, wie sehr der Luxus mit seinem ganzen Gefolge die Herzen der Menschen tyrannisiert, und wie durch seinen verderblichen Einfluß Leidenschaften aus Leidenschaften, Laster aus Laster entspringen. Befolgt Ihr diese meine wohlgemeinten Rathschläge, so werden die Männer weit weniger Ursache haben, über Thorheiten, Sittenlosigkeit, Ausschweifungen und Laster unsers Geschlechts zu klagen; so werden sie anfangen, größeres Zutrauen in unsre Keuschheit und Tugend zu setzen.

Erziehung, fehlerhafte Erziehung, legt fern der Grund zu der Lasterhaftigkeit sehr vieler junger Mädchen. Eigentlich ist für die Erziehung, sowol des unsrigen als des männlichen Geschlechts, sehr schlecht gesorgt; ohngeachtet einige Herrn, welche sich Erzieher nennen, kein Bedenken tragen, mit voller Lunge

Zunge und mit vollen Backen unser Zeitalter als das philosophisch-pädagogische zu lobpreisen und auszuposaunen. Wenn diese Herren wissenschaftlichen und gelehrten Unterricht mit Erziehung für einerlei halten, so mögen sie Recht haben; sonst aber wol, meines Bedünkens, sehr irren. Denn welcher Erziehung genießen unsre meisten Knaben und Jünglinge auf Schulen, Gymnasien und Akademien? Wie werden dort ihre Sitten gebildet, ihre Herzen zum Guten hingelenket? Welcher Erziehung genießen unsre Mädchen in Schulen, Pensionanstalten u. s. w. O ich mögte weinen, wann ich daran gedenke, daß unser aufgeklärtes Jahrhundert über diesen Punkt entweder so unwissend oder so nachlässig ist! Ich mögte weinen, wann ich sehe, wie in den sogenannten Erziehungsanstalten junge Mädchenherzen nicht bloß versäumer, sondern verwahrloset und verdorben werden!

Ein jeder gesteht die Wichtigkeit einer zweckmäßigen Erziehung ein, denn in tenebris ambulans pedes offendit; das heißt: wer im Finstern wandelt, kann leicht anstoßen und — fallen; und gleichwohl sucht man nicht ernstlich

Män. Reusch. 2. Bd. D lich

lich, das Fehlerhafte der gewöhnlichen Erziehungsart der Mädchen, sowohl aus den niedern als aus den höhern Klassen, zu verbessern; denn die meisten Versuche dieser Art sind nichts anders, als Schlösser in der Luft. Fast sollte man daraus schließen, daß man unser Geschlecht dieser Aufmerksamkeit gar nicht werth hält.

Doch es ist ja nicht meine Absicht, das Fehlerhafte bei der öffentlichen sowohl als häuslichen Erziehung der Mädchen zu rügen, und Vorschläge zur Verbesserung zu thun; denn zu diesem Geschäfte fühle ich meine Kräfte zu schwach und die Grenzen dieser Schrift viel zu enge; sondern ich will bloß gesagt haben: daß mangelhafte Erziehung den Grund zu vielen Thorheiten und Ausschweifungen leget, und die Männer in vielen Fällen berechtigt, über Mangel an Keuschheit und Sittenreinheit bei dem weiblichen Geschlechte zu klagen.

Es ist freilich nicht zu leugnen, daß es noch hie und da Mütter giebt, welche auf die Erziehung ihrer Töchter die größte Sorgfalt verwenden; und daß manches Mädchen, selbst in
un:

unserm lieben Berlin, eine gute häusliche Bildung erhält: aber eben so gewiß ist es, daß diese Beispiele sehr selten sind, und, wie es mir scheint, von Tage zu Tage seltner werden. Man gehe alle Klassen der Einwohner unsrer Hauptstadt durch; man sehe wie die Töchter der gemeinsten Handwerker, wie die Töchter der Vornehmen und Großen erzogen werden; und man wird finden, daß bei den einen hierin, bei den andern darin gefehlt wird.

Der Bürger z. B. giebt seiner Tochter eine Erziehung, welche ihrem Stande gar nicht angemessen ist. Ist er wohlhabend, so glaubt er aufs beste für ihr Glück zu sorgen, wenn er sie zu einer vornehmen Dame erzieht. Er läßt sie daher in allen weiblichen Künsten und Geschicklichkeiten unterrichten; er hält ihr einen Tanzmeister, Musikmeister, Sprachmeister u. s. w.; sie lernt Puz machen, sticken u. dergl. Es wird ihr verstatet, sich mit Bücherlesen, Besuch geben, Spazierengehen u. s. w., die Zeit zu vertreiben.

Auf diese Weise verliert das Mädchen Sinn und Geschmack für häusliche Beschäftigungen,

größere und schwerere Arbeiten; Kurz, ihr eigener Stand fängt an ihr widrig und eckelhaft zu werden und sie sucht denselben zu verlassen, und sich zu einem höhern hinaufzuschwingen. Bisweilen gelingt ihr ein solcher Versuch, oft aber scheitern ihre Entwürfe. Ein Mann ihres Standes wagt es nicht, um ihre Hand sich zu bewerben, theils weil er wohl einseht, daß er den Aufwand, wozu sie gewohnt ist, nicht bestreiten kann, oder daß er an ihr in seiner Wirthschaft eine unbrauchbare oder gar schädliche Gehülfinn haben würde; theils, weil er fürchtet, daß sie ihm ihre Hand verweigere, indem sie nach höhern Dingen trachtet, und keinen andern Mann zu wählen entschlossen ist, als der einen Titel und große Einkünfte hat.

Ist ein solches Mädchen nicht reich, oder besitzt sie nicht andre vorzügliche Eigenschaften, so wird sie von den Herrn mit Titel und großen Einkünften nicht gesucht, weil es diesen eben nicht schwer wird, eine standesmäßige Wahl zu treffen. Ist sie ja so glücklich, das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen, so ist dies noch kein großes Glück. Der Mann hob sie, ihres Reichthums wegen,

wegen, aus ihrem niedrigen Stande heraus — Sollten daraus, wenigstens in sehr vielen Fällen, nicht tausend Inkonvenienzen und Unannehmlichkeiten für den einen und den andern Theil entstehen? Doch diese Frage bedarf keiner Beantwortung; das Ja und Nein, das Wie und Warum, fällt von selbst in die Augen.

Jene vornehm erzogne Bürgertochter fählet nicht bloß einen Widerwillen und Ekel gegen ihren Stand; sondern sie wird auch frühzeitig mit dem Luxus, den kostspieligen Moden, den feinen oft aber auch verderblichen Sitten und Gewohnheiten der höhern Stände vertraut gemacht. Sie kleidet sich prächtiger, als es ihrem Stande und ihrer übrigen Lebensart angemessen ist. Dadurch erschöpft sie den Beutel der Eltern zu sehr; diese wollen nicht alles anschaffen, was sie nöthig hat, um die einmal angefangne Rolle fortspielen zu können. Hiedurch glaubt sie sich in den Augen ihres Gleichen und in den Augen derer, zu denen sie sich aufzuschwingen versuchte, erniedrigt, entehrt und beschimpft. Sie muß also zu andern Mitteln ihre Zuflucht nehmen; sie muß sich einen reichen, einen großmüthigen — Liebhaber anschaffen, der das ersetzt, was die nicht

allzu begüterten oder die sparsamen Eltern ihr nicht gewähren können oder wollen. Zeichnet sie sich durch eine glückliche Bildung, Schönheit, Anmuth u. s. w. aus, so hält es nicht schwer, einen solchen Liebhaber, selbst aus den höhern Klassen, zu finden. Denn giebt es nicht Beispiele in Menge, daß selbst gnädige Herren, Barone und Grafen sich aus ihrer Höhe zu der Niedrigkeit einer gemeinen Bürgerstochter herablassen, und ihrer Schönheit und ihren Reizen eine Zeitlang huldigen?

Umsonst aber können diese Herrn ihren Stand und ihre Würde unmöglich verleugnen; denn das wäre zu große Selbstaufopferung. Das gute Bürgermädchen muß dankbar seyn; das heißt: es muß die Schuldforderung des gnädigen Herrn nicht mit baarer Münze bezahlen, sondern mit gewissen noch weit kostbarern Kleinigkeiten, welche meine Leser und Leserinnen leicht errathen.

Solche vornehm erzogne Bürgermädchen gehen keinesweges häuslicherisch, sondern verschwenderisch mit ihrer Zeit um. Häusliche
Ge:

Geschäfte und nützliche weibliche Arbeiten behagen ihnen nicht. Die Besorgung der Küche verdirbt ihren Teint und macht eine zu rothe häßliche Haut; die Besorgung der Wäsche schadet der Weiche ihrer Hände und macht rauhe, schwelligte und aufgeborste Fingerringe; das Nähen in grober Leinwand ist ihr äusserst lästig u. s. w. Weit leichter und anmuthiger ist es hingegen, sich zu puzen, eine Promenade unter den Linden, im Thiergarten, nach Charlottenburg oder sonst über Land zu machen, unter den Zelten oder an einem andern Orte des Vergnügens ganz nach Bequemlichkeit eine Portion Kaffee, oder Thee, oder Chocolate zu trinken und dabei das Ohr an den Tönen einer schlechten oder mittelmäßigen Musik zu ergötzen, oder sich an dem Witz, der frohen Laune, den tausenderlei Späßchen, den allerliebsten Zweideutigkeiten, den Liebeleien, Augen- und Minen-Spielen, verliebten Händedrücken, dem Seufzen, Sehnen, Schmachten der jungen Herrchen, welche sie von allen Seiten umflattern, zu weiden. Weit leichter und amüsanter ist es ferner, andre öffentliche Orter der Unterhaltung und Belustigung, Plätzke,

Bälle oder Tanzsäle u. s. w. zu besuchen, und auf diese Weise die llebe lange Zeit des Tages und der Nacht in der Gesellschaft eines oder mehrerer Anbeter, die es an keiner Art von angenehmer Beschäftigung fehlen lassen, zuzubringen.

Daher kommt der übertriebne Hang unsrer meisten Berlinischen Mädchen zu Amusements, Lust- und Landpartien, und zu Zerstreuung aller Art. Daher rührt bei so vielen der unwiderstehliche Trieb, die Promenade und vorzüglich den Thiergarten zu besuchen. Daher kommt es, daß sie sich, selbst bei schlechtem Wetter, dieses Vergnügen nicht versagen können; daß sie im Sommer die dicksten und finstesten Staubwolken, welche nicht bloß ihrem Anzuge sondern auch ihrer Gesundheit so unendlich schädlich sind, nicht achten; daß es ihnen nicht unangenehm und widrig ist, sich oft mit vierzig, fünfzig und mehrern Tobakraucher in ein einziges oft nicht gar großes Zimmer einzusperren, und den schmutzigen und übelriechenden, den Kleidern und der Gesundheit gleichfalls schädlichen, Tobaksdampf drei bis vier Stunden lang und oft noch länger,

unnu:

ununterbrochen einzufangen, und dabei nicht selten die abgeschmacktesten, elendesten Gespräche, und den schaalsten und plumpten Wisz u. s. w. anzuhören, und dies hinterher dennoch ein ganz allerliebstes Vergnügen, eine recht amüsante Partie zu nennen.

Dies ist doch wol der Lieblingshang und Lieblings-Geschmack sehr vieler unsrer Berlinischen Mädchen und Weiber nicht bloß aus den niedrigeren Volks- und Bürger-Klassen, sondern auch aus den mittlern und höhern Ständen?

Woher aber dieser, gewiß eben nicht sehr viel feine und reelle Bildung verrathende Geschmack? Offenbar sind die Quellen davon keine andern, als — liebe Langeweile, Mangel an Gewöhnung zu nützlichen, häuslichen Beschäftigungen, Mangel an Sinn für häusliche Freuden und häusliches Glück u. s. w. Gewöhnte die Bürgertinn ihre Tochter frühzeitig zu Arbeiten, welche ihrem Stande angemessen sind, und wodurch sie für das Hauswesen geringern oder größern Nutzen schafft, ließe sie sich von derselben bei ihren häuslichen Geschäf-

ten unterstützen, und wäre sie auf diese Weise ihre Lehrerin und Begleiterin, wie sie dereinst selbst eine gute Wirthschafterin und Hausmutter werden kann, gewöhnte sie sie ferner, ihre Freude und ihr Glück nicht in eitlen Schimmer und leeren Prunk, sondern in einem eingezogenen, stillen, sitzamen, häuslichen Leben, in der Erfüllung ihrer Pflichten und ihres Berufs, zu suchen; wahrlich wir würden nicht so viele entartete, sittenlose und lasterhafte weibliche Geschöpfe, nicht so viele unglückliche Gattinnen und Mütter sehen!

Wie viele Mütter der niedern Volks- und Bürgerklassen und der mittlern und höhern Stände sind aber wol im Stande, ihren Töchtern solche Sinnesart, solchen reellen und wahrhaft soliden Geschmack einzufößen? Wie können sie das geben, was sie selber nicht haben? Sieht man nicht vielmehr, daß viele Mütter ihre Töchter durch ihre Beispiele und Lehren gerade den entgegengesetzten Weg führen? Sieht man nicht häufig, daß Weiber aus der Volks- und Bürgerklasse auf einem zu vornehmen Fuße leben, sich um Wirthschaft und häusliche Geschäfte wenig oder gar nicht

nicht bekümmern, sondern bloß ihrem Vergnügen, ihrer Zerstreuung und Lustbarkeit nachhängen? Wie können die Töchter solcher Mütter also wol anders gestimmt werden?

Sieht man nicht Weiber aus den mittlern und höhern Klassen, die die Erziehung ihrer Töchter weit unter ihrer Würde glauben? die daher ihre Mutterpflichten hinlänglich erfüllt zu haben vermehren, wenn sie dieselben fremden Händen, einer Gouvernante, einem Erzieher oder einer Erzieherin überlassen, und diese für ihr mühsames Geschäft mit einem elenden Lohn an Geld entschädigen? Und wie sind diese Erzieher und Erzieherinnen oftmals beschaffen? Welche Bildung des Geistes, welche Veredlung des Herzens, welche Festigkeit der Grundsätze und des Charakters sind ihnen eigen? Wie werden sie nicht selten von den Eltern ihrer Untergebnen behandelt? Und, welche Aufmerksamkeit, welcher Eifer, welche Geduld zu ihrem mühevollen Geschäft, und daher welcher Erfolg von ihrer Arbeit läßt sich also erwarten? O Mütter, Mütter! Wie wenig erfüllt Ihr Euern Beruf! Wie wenig erfüllt Ihr die heiligste aller Eurer Pflichten! Wie oft legt Ihr durch Eure Sorglosigkeit, Trägheit,

Eitel-

Eitelkeit, durch Euren Hang zu Zerstreuungen und Lustbarkeiten u. s. w. den Grund zu der Sittenlosigkeit und zu dem Verderben Eurer Töchter! Wie viel besser, wie viel gewissenhafter würdet Ihr handeln, wenn Ihr einen Theil derjenigen kostbaren Zeit, welche ihr auf Bällen, Vikenikken, Asseembleen, auf Spaziergängen und Spazierfahren, bei Koffee- und Spieltischen u. s. w. unnütz und leichtsinnig verbringet, der Erziehung Eurer Kinder und vorzüglich der Erziehung Eurer Töchter widmetet! Gewiß Ihr würdet dadurch selbst bei weitem glücklicher seyn, und Eure Töchter würden Euch gewiß für Eure Liebe und Sorgfalt, für Eure Muttertreue und Zärtlichkeit seegenen!

Damit man mir aber nicht den Vorwurf mache: daß ich von den Müttern und von den Töchtern zu viel verlange, und in meinen Forderungen an sie zu streng sei, so muß ich meinen Lesern und Leserinnen offenherzig bekennen: daß ich keinesweges eine Feindinn des Vergnügens, der Aufhetterungen und Zerstreuungen sei; daß ich vielmehr diese selbst genieße, und meine Tochter, wiewohl mit Einschränk-

Schränkung, mit möglichst kluger Auswahl und Vorsichtigkeit, genießen lasse. Denn ferne sei es von mir, meine Tochter zur Sklavinn machen, ihr jede unschuldige Freude ihrer Jugend untersagen, und alle Heiterkeit und Fröhlichkeit aus ihrem Herzen verbannen zu wollen! Ferne sei es von mir, sie in zu strenger Aufsicht, und in beständigen Verwahrsam zu halten, und auf diese Weise ihre Selbstthätigkeit zu unterdrücken! Nein, ich theile vielmehr alle unschuldige Freuden der Jugend mit ihr, suche den Genuß derselben herbeizuführen, und bin bloß bei ihrer Thätigkeit und bei ihren Willensäußerungen ihre stets wachsame, wohlmeinend rathende, zurechtweisende und warnende Freundin. Hiemit will ich aber meinen pädagogischen Kenntnissen und Grundsätzen bei Leibe keine Lobrede gehalten, sondern nur bloß gesagt haben: wie ich in dem Verhältnisse als Mutter zu handeln mich bestrebe.

Doch um nicht zu weitläufig zu werden, so beschließe ich diesen wichtigen Abschnitt über die Erziehung der Töchter, mit dem Wunsche: daß alle Mütter, daß alle meine Mitschwe-

schwe-

schwestern, denen das Glück zu Theil ward, den süßen Mutternahmen zu führen, sich dieses Glücks durch Aufmerksamkeit auf sich selbst, auf ihre eigne Sittlichkeit, auf ihr ganzes Verhältniß, worin sie als Gattinnen und Mütter stehen, und vorzüglich durch Sorgfalt für die Erhaltung der Sittenreinheit und Unschuld ihrer Kinder und insbesondre ihrer Töchter würdig machen mögen *)!

Wenn das Mißtrauen der Männer zu der Keuschheit und Sittenreinheit unsres Geschlechts, zum Theil aus den hier beigebrachten Ursachen, deren es aber, besonders in Berlin, noch eine unzählige Menge giebt, entspringt,

*) Ich werde in einem besondern Werke, welches vielleicht in Jahresfrist erscheinen kann, über die Erziehung des weiblichen Geschlechts, besonders in Hinsicht auf Berlin, meine Gedanken ausführlicher auseinander setzen, als es hier wegen der engen Grenzen dieser Blätter, und als es insonderheit jetzt wegen Mangel an Zeit geschehen konnte. Das wenige hier beigebrachte ist zu meinem Zweck hinreichend. Vielleicht ist es mir gelungen, mancher Gattin, mancher Mutter und manchem Mädchen diesen und jenen nicht ganz unnützen Fingerzeig gegeben zu haben.

springt; so läßt sich aber auch auf der andern Seite nicht leugnen, daß einige der wichtigsten Gründe dieses Mißtrauens in den Männern selbst liegen.

Wer kennt nicht die Lebensart sehr vieler, fast mögte ich sagen, der meisten jungen Leute, der meisten sowol verheiratheten als unverheiratheten jungen Männer in Berlin? Und wer wird und kann diese ihre Lebensart, diesen unter ihnen ziemlich allgemein herrschend gewordenen Ton, den sie, wichtig genug, bonton nennen, billigen und loben?

Wäre es meine Absicht, hier eine skandalöse Chronik von Berlin, und insbesondre von den jungen Herren und Damen dieser lieben Hauptstadt zu schreiben, so sollte es mir wahrlich, wiewol ich ein Weib bin, und daher die erstern nicht überall behorchen und betauschen kann und darf, dennoch nicht an reichlichen Stoff fehlen. Ja ich glaube gewiß, daß die Schilderung einiger der auffallendsten Lächerlichkeiten, Thorheiten und Ausschweifungen des andern Geschlechts, ein würdiges Gegenstück zu der obigen etwas harten Charakteristik des weiblichen Geschlechts abgeben würde.

Wiele

Vielleicht aber mögte man es mir gar sehr verargen, wenn ich mich in die Angelegenheiten der Herren mischte und sie tadelte; vielleicht mögte mir dies den Verdacht zuziehen, daß ich gegen das andre Geschlecht partheiisch sei, oder gar gegen dasselbe eine kleine Rache ausüben wolle u. s. w. Aus diesen und mehreren andern Gründen übergehe ich die Lieblingschwächen, z. B. die Eitelkeit, den übertriebenen Hang zum Vergnügen und zum Luxus, und mehrere andre Fehler und Gebrechen, welche Hauptzüge in dem Charakter der jungen Berliner zu seyn scheinen *), gänzlich mit Still-

*) Wollte ich alle Lieblingschwächen, Lächerlichkeiten, Thorheiten und Gebrechen meiner berlinerischen Mitbürger, so weit ich dieselben nemlich kennen lernte, charakterisiren, so würde ich ein sehr weites Feld zu bearbeiten haben. Wie vieler Stoff würdet mir z. B. nicht ihr Hang, groß und vornehm zu thun, zu verschwenden und Schulden zu machen u. s. w. an die Hand geben! Wie viele Exempel könnte ich nicht von jungen Herrchen erzählen, welche in den Tag hineinraffen, jährlich kaum einige hundert Thaler Einnahme haben, und dennoch einige tausend ausgeben; welche an feile Dirnen, Bühlerinnen und Sch..... ungeheure Summen verschwen-

Stillschweigen; aus diesem Grunde erwähne ich der männlichen Koketten, der Stutzer, der Elegants, der Petits-maitres, der Gecken, der Liebesritter, der Mädchenjäger, der Sponseurs,

schwenden, Schulden auf Schulden häufen, und wenn sie sich nicht anders helfen können, sich für banquerott erklären, sich mit ihren Gläubigern setzen und dieselben nöthigen, auf hundert und mehrere Thaler Schuldforderung vierteljährlich einige Thaler Zahlung zu nehmen, oder, wenn sie hiemit nicht zufrieden seyn wollen, sich gefallen zu lassen, daß sie gar leer ausgehen; welche auf diese Weise die Seufzer und Thränen und den sauern Schweiß des armen Handwerkers und vieler anderer Menschen auf ihr Gewissen laden, und dennoch die Stirne heben, sich für gewissenhafte Menschen auszugeben, welche ihren Nebenmenschen auch nicht um einen Heller betrügen, sondern alles, was sie leichtsinnig borgten und lächerlich verschwendeten, ehrlich bezahlen, und sollte es auch in so kleinen Posten seyn, daß eine Zeit von 10 — 20 Jahren dazu erfordert wird? Ja diese Menschen gehen in ihrer Frechheit oftmals so weit, daß sie sich vor den Augen ihrer Mitbürger, die sie drückten, und die sie um ihr rechtmäßiges Eigenthum brachten, den übertriebensten Aufwand, den unsinnigsten Luxus erlauben, sich prächtig kleiden, prächtig meubliren u. s. w.

Män. Keusch. 2. Bd.

Q

feurs *), wovon unsre öffentlichen und Privatgesellschaften, Promenaden, Bälle, Pikkette u. s. w. wirrmeln, mit keinem einzigen Worte, so sehr ich auch wünschte, meine Galile gegen diese Herren sammt und sonders etwas ausschütten, und dem Verdruß, den ich zuweilen über sie empfinde, Luft machen zu können. Aus diesem Grunde endlich gedenke ich gar nicht aller ihrer Prozeduren, Kunstgriffe und fein angelegten Plane, um ein unschuldiges Mädchen Herz in ihr Netz zu ziehen, und es zu dem ersten Schritt auf dem Wege des Verderbens zu verleiten, u. s. w.

Es genüget mir, bloß die Erfahrungen meiner Leser und Leserinnen zu Zeugen anzurufen: daß es solcher Herren, die oft keine Mittel und

*) Eine ganz eigne Benennung, welche sich diejenigen jungen Herren beizulegen pflegen, die mit einem Mädchen eine affaire de coeur, oder Herzensangelegenheit, oder Intrigue haben, oder erst anspinnen wollen. Daher heißt mit einem Mädchen sponsiren nichts mehr und nicht weniger, als: auf ein Mädchen Jagd machen, das Herz derselben in seine Schlingen zu ziehen suchen, und mitunter seinen und des Mädchens guten Namen ein Kleinwenig aufs Spiel setzen, und ihm einen Kleinern oder größern Makel anhängen u. s. w.

und Wege unversucht lassen, um zu jenen Zwecken zu gelangen, eine große Menge in Berlin lebt, und daß aus diesem Grunde die Männer einen großen Theil des Leichtsinns der Mädchen und Weiber, viele Thorheiten, Ausschweifungen und Laster derselben, viele, ja vielleicht die meiste Untreue in der Ehe und in der Liebe sich lediglich allein zuzuschreiben, und als ihr Werk, wovon sie theils die Anfänger und theils auch die Vollender sind, beizumessen und vorzuwerfen haben; daß sie ferner unbillig und ungerecht sind, von unserm Geschlecht die größte und unverbrüchlichste Tugend und Sittsamkeit zu verlangen, indem sie sich an die Regeln derselben wenig oder gar nicht binden, und nicht selten gänzlich darüber hinwegsetzen u. s. w.

Hat es aber diese Bewandniß mit einer großen Zahl der berlinischen jungen Herren, verheiratheten und unverheiratheten Standes, wer wird sich sodann wundern, daß eben diese Herren gar gewaltig mißtrauisch gegen unser Geschlecht sind? Wen wird es sodann befremden, daß sie laut ausrufen? es giebt gar keine weibliche Tugend; es giebt gar keine treue Weiber und keusche Mädchen! u. s. w. Denn

der Mensch macht sich und seine eigne Handlungsweise gewöhnlich zum Maassstabe, womit er die Handlungen anderer misst. Der Mann von unbescholtenem Charakter traut allen seinen Nebenmenschen das beste zu, weil er vor sich auf andre schließt; es sei denn, daß ihn viele Erfahrungen von dem Gegentheil überzeugt haben. Der Heuchler glaubt beständig, daß man ihn hintergehen wolle, weil er selbst nie offen spricht und gerade handelt. Eben so hält der Wohlüstling, der sein größtes Gut in den Genuß der groben Sinneslust setzt, einen jeden, selbst den sobersten und enthaltsamsten Menschen für einen Wohlüstling. Venus vulgivaga ist der angebetete Götze seines Herzens; er zweifelt also gar nicht, daß jedermann diesem Götzen Altäre bauen und vor ihm niederknien und anbeten müsse. Eben so glaubt die alte Matrone mit eisgrauem Kopfe, welche in ihren jüngern Jahren von Liebhabern umflattert wurde, gegen welche sie nichts weniger als grausam und unerbittlich, sondern zuvorkommend und gefällig war, an welche sie Galanterien über Galanterien, Gunstbezeugungen über Gunstbezeugungen auspendete, so glaubt, sage ich, eine solche erfahrungsreiche alte

alte Matrone, daß kein junges Mädchen, kein Jüngling, kein junger Mann keusch und reines Herzens sei. Aus jedem Worte, jeder Mine, jeder oftmals der unschuldigsten Handlung schöpft sie Verdacht und Argwohn; und ist stets geneigt, dem unbescholtensten Mädchen, dem züchtigsten Jüngling oder jungen Mann einen häßlichen Makel anzusprühen, und ihren guten Namen und ihre Ehre in ein zweideutiges und verdächtiges Licht zu stellen. Solcher alten erfahrungsreichen und vielgewanderten Matronen kenne ich selbst einige; unter andern eine gewisse Madame M., bei welcher diese schwarze Seite ihres Herzens um so mehr hervorstechend ist, weil es ihr übrigens an manchen schätzbaren Eigenschaften nicht gebricht.

Fort also, meine Mitbrüder und Mitschwester, mit diesem hassenswürdigen, abscheulichen Mißtrauen gegen einander! Fort mit diesem Zweifeln und Grübeln wegen unsrer gegenseitigen Keuschheit und Sittenreinheit! Fort mit diesen abgesagtesten Feinden unsrer Gemüthsruhe! Laßt uns einander brüderlich und schwesterlich die Hände geben, und uns gegenseitige, unverlethliche Treue in der Freundschaft und Liebe geloben,

und über die Erfüllung dieses Gelübdes ehrlich und gewissenhaft wachen! Dann werden häuslicher Friede und häusliche Freude, zufriedne und glückliche Ehen, glückliche Gatten und glückliche Eltern, sich täglich unter uns mehren; dann werden wir uns des Segens des Himmels und des Lohns unsrer Beharrlichkeit im Guten, und unsrer Liebe zur Tugend freuen, und an dem Ziel unsers Lebens mit Ruhe der Seele und ungerührter Heiterkeit auf unsre vollendete Laufbahn zurückblicken. Wohl uns! wenn wir alle dieses Glücks theilhaftig werden.

Drittes Kapitel.

Ueber Hagestolze. Grammatische Erklärung des Wortes Hagestolz. Woher kommt in unsern Tagen die große Menge der Hagestolzen? Warum trifft man sie vorzüglich häufig in großen Städten?

Ein Hagestolz ist, wie meine Leser und Leserinnen ohne mein Erinnern schon wissen, ein Mann,

Mann, der ein gewisses Alter, z. B. von 40 bis 50 Jahren, erreicht hat, ohne zu heirathen, ohne geachtet er dies, vermöge seiner Lage und Verhältnisse, hätte thun können. Ein katholischer Geistlicher, welcher das Gelübde der Ehelosigkeit, oder wie man es auch sonst heisst, der Keuschheit abgelegt hat, kann daher nicht ein Hagestolz genannt werden.

Ob ich gleich meine Leser und Leserinnen gerne mit Erklärungen verschone, welche nach Gelehrsamkeit schmecken, weil ich befürchte, von ihnen entweder für eine Pedantin gehalten zu werden, oder sie mit meinem gelehrten Plunder zu ermüden; so kann ich gleichwohl nicht umhin, über den Ursprung des Wortes Hagestolz meine Meinung beizubringen; denn ich finde, daß selbst der gelehrte Herr Adelong darüber etwas verlegen ist *). Ich bitte also um einige Augenblicke Ge-

Q 4

duld

*) Meine Leser und Leserinnen werden sich kaum des Lachens enthalten können, daß ich, ein Weib, gelehrter seyn will als Herr Adelong, der, im Vorbeigehen sei es gesagt, ein sehr gelehrtes Wörterbuch über unsre deutsche Muttersprache geschrieben hat. Sie mögen aber immerhin lachen, und, wenn Sie können und wollen, Herrn Adelong und mich eines bessern belehren.

duld und geneigtes Gehör; und verspreche, daß in diesem ganzen Buche keine Gelehrsamkeit weiter vorkommen soll.

Das Wort Hagestolz ist aus den beiden Wörtern Hag und Stolle zusammengesetzt. Das erste, nemlich Hag (der Hag) bedeutete in der ältern deutschen Sprache einen Zaun oder einen Wall, und daraus ist das noch jetzt gebräuchliche Wort Gehäge entstanden, welches mit Zaun, oder Wall, oder Mauer, oft einerlei ist. Das zweite Wort, nemlich Stolle (die Stolle), oder Stolte, welches jetzt nur noch in Zusammensetzungen gebräuchlich ist, z. B. eine Butterstolle (ein Butterbrodt) Christstolle (eine Art Weihnachts- oder Christ-Kuchen) u. s. w. bedeutete, gleichfalls in ältern Zeiten, ein Theil oder Stück von einem Ganzen. Also Hagestolle, Hagestolte, woraus nach einer sehr gewöhnlichen Buchstaben-Veränderung oder Verfälschung Hagestolt, und zuletzt wegen der Aehnlichkeit des Klanges der letzten Sylbe mit dem Worte Stolz, Hagestolz entstand, ist ein eingehägtes oder eingezäuntes, oder mit einer Mauer, einem Wall umgebnes Stück, und zwar ein Stück Land.

Die

Die Ritter oder Edelleute und andre Besizer beträchtlicher Ländereien oder Landgüter hatten nemlich vor Alters die Gewohnheit, wie dies noch jetzt Statt findet, ihren ältesten Söhnen ihre Ländereien oder Landgüter zu hinterlassen, und den jüngern Söhnen nur einen Theil von denselben zu bestimmen. Dieser kleinere Theil wurde mit einem besondern Gehäge oder Zaun, zur Vermeidung aller Streitigkeiten zwischen den Brüdern, umgeben, und hieß daher Hagestolt, oder in der Folge Hagestolz; und hievon bekam auch der Besizer eines solchen eingehägten Stück Landes den Nahmen Hagestolt oder Hagestolz.

Diese sehr kleinen Ländereien oder Grundstücke trugen gewöhnlich nicht so viel, daß ihre Besizer davon eine Frau und Familie ernähren konnten. Sie blieben daher gewöhnlich Weiber- und Kinderlos. Diese Bedeutung des Worts trug man, wahrscheinlich aus Mangel an einem andern Ausdruck, in spätern Zeiten auch auf andre besjahrte unverheirathete Personen über, und nannte sie Hagestolze, wenn sie gleich nicht die jüngern Söhne eines Ritters oder Edelmannes u. s. w. waren.

Q 5

Man

Nun zur Beantwortung der aufgeworfnen Fragen, welche ich ganz kurz abfertigen werde; weil die Grenzen dieser Schrift keine große Ausführlichkeit verstatten. (Jedoch mache ich mich anheischig, an einem andern Orte die Sache gründlicher auseinander zu sehen.)

Woher die Menge der Hagestolzen?

a) Egoismus ist ein Hauptkarakter unsrer lieben Zeitgenossen. Leid thut es mir, daß ich dieses Geständniß abzulegen mich gedrungen sehe. Aber es ist so; und man muß doch die Dinge bei ihrem rechten Nahmen nennen. Fast ein jeder, dies lehrt ja die tägliche Erfahrung, schränkt sich auf sein liebes Selbst ein. Er will nur allein genießen, nur allein froh und glücklich seyn. Freude und Glück zu vermehren und um sich her zu verbreiten, ist sein geringster Kummer, der nie oder nur äußerst selten in seiner Seele aufsteigt. Ja er fürchtet sogar, seine Genüsse mit irgend jemand zu theilen, weil er sich dadurch Abbruch thun, sich selbst man-

chen

chen Genuß versagen oder gänzlich entziehen müßte u. s. w. Er fürchtet daher, ein Weib zu nehmen und Kinder in die Welt zu setzen; weil er mit diesen seine Genüsse theilen, oder wenigstens ihnen etwas davon zufließen lassen müßte.

- b) Uebertriebener Luxus ist nicht minder Hauptkarakter unsers Zeitalters, als Egoismus. Mancher mögte zwar recht viele Freude und recht vieles Glück um sich her verbreiten, und besonders über solche, welche seinem Herzen recht nahe und recht werth sind. Er nähme daher gerne ein Weib und setzte Kinder in die Welt. Aber er kann den Aufwand, den, seinem Stande, seiner gewohnten Lebensart u. s. w. zufolge, eine Familie nothwendig macht, nicht bestreiten; er will aber vor der Welt nicht zu Schanden werden u. s. w. Diefeshalb thut er auf das Glück des ehelichen Lebens Verzicht, und wird ein Hagestolz, bleibt ein alter Junggeselle.
- c) Wird jemand von häufigen Anwandlungen des Erlebes der thierischen-Liebe geplaget,

plaget, so kann er diesem Uebel sehr leicht abhelfen. Es giebt ja überall, besonders in großen Städten, so viele mitleidige Seelen, die, weil sie gleichfalls von einem ähnlichen Triebe geplagt werden, oder auch von andern Bedürfnissen, sich bereitwillig finden lassen, seinem Uebel ein Ende zu machen und ihn aus seiner Verlegenheit heraus zu reißen. Will es niemand aus Gefälligkeit oder Mitleiden, oder aus gleicher Seelenstimmung thun, so giebt es ja andre Mittel, die Gemüther dahin zu bewegen: *Auri sacra fames*. Er hat also gar nicht nöthig, wegen eines solchen Uebelstandes, seine Zuflucht zum Heirathen zu nehmen.

- d) Das weit bequemere Leben mit Maitres-
sen verdrängt gleichfalls manches ehrliche
Mädchen vom Ehebette. An eine Maitres-
tresse ist man nicht gebunden; man be-
hält sie eine beliebige Zeit, und alsdann
giebt man ihr das *consilium abeundi*,
das heißt: den Abschied. Sie muß sich
ja dies gefallen lassen, so grausam es auch
übrigens in vielen Fällen seyn mag; denn
die

die Gesetze und die Einsegnung des Priesters haben ihre Verbindung nicht anerkannt und bestätigt. Bei dem Leben mit Maitressen genießt man, wenn man will, alles Gute, welches mit dem Ehestande verknüpft ist, und wenig oder gar nichts von seinen Uebeln. Man hat überdies noch das Vorzügliche dabei, daß man sich, so oft man Lust hat, der Abwechslung erfreuen kann. An weiblichen Subjekten, welche an dem Maitressen-Leben ein Behagen finden, ist auch kein Mangel. Wer Ein solches Geschöpf sucht, findet wol hundert und mehrere; denn dafür hat der herrschende Ton unsers Zeitalters, Luxus, Ausschweifung u. s. w. wohl gesorget. Wer wird sich also in das Joch des Ehestandes spannen, da er die Sache weit bequemer, leichter, und dabei angenehmer haben kann?

- e) Frühzeitige und übertriebne Ausschweifung, vorzüglich Selbstschwächung, dieses, ich mögte fast sagen, abscheulichste aller Laster des andern Geschlechts, verhetzt manchem Manne ein Weib zu nehmen.

men. Er fühlte sich unfähig, die Pflichten und Obliegenheiten, welche eine Frau von ihrem Manne fordern kann, zu erfüllen; daher faßt er den Entschluß, lieber wie Junggeselle oder Hagestolz zu leben und zu sterben, als — sein Haupt mit Hühnern gezert zu sehen, als Hahnrei zu seyn, und auf diese Art zum Spott und zur Schande vor der Welt zu werden; und er handelt allerdings klug.

Dies sind einige leicht hingeworfne Gründe der immer mehr einreißenden Mode des Hagestolz; Standes. Außer den hier angeführten giebt es aber noch beiweitem mehrere.

Warum trifft man die meisten Hagestolzen in großen Städten? Diese Frage beantwortet sich beinahe von selbst.

In großen Städten ist der Egoismus unter den Menschen, aus in die Augen fallenden Gründen, mehr zu Hause, als in kleinen, oder gar auf dem Lande. In großen Städten ist der Luxus größer. In großen Städten ist das Sittenverderbniß größer; es giebt daselbst mehr Gelegenheit, seine thierischen Triebe zu befriedigen;

digen; es giebt daselbst mehr Gelegenheit, sich eine Maitresse zuzulegen; ja dies wird nicht einmal in großen Städten bemerkt; oder wird es bemerkt, so ist keine Schande damit verknüpft. In Berlin lebt mancher Mann mit einer Maitresse, und seine nächsten Nachbarn stehen in der Meinung, es sei seine Frau; oder machen, wenn sie es gleich wissen, keinen Unterschied zwischen ihr und einer Frau. In großen Städten ist die Verführung endlich häufiger; es giebt daselbst mehr Gelegenheit, seinen Körper und seine Gesundheit zu Grunde zu richten, und sich zum Ehestande unfähig zu machen.

O tempora! o mores! O verderbte Zeiten! o verderbte Sitten! Wie tief sind die Menschen gesunken! Wie tief müssen sie gesunken seyn, wenn sie die Freuden der Liebe, die Freuden einer gesetzmäßigen und ordentlichen ehelichen Verbindung nicht mehr zu schätzen wissen; wenn sie die süßen Freuden, welche der Vater und Mutter, Nahme gewähren, die frohen Aussichten mit Einer Gattinn auf immer verbunden zu seyn und an ihrer Hand bis zum Ziel des Lebens zu wandeln; wenn
 sie

sie diese Freuden, dieses Glück so leicht entbehren, und ohne Murren darauf Verzicht thun! O was wird zulezt, wenn solche verderbliche Gewohnheiten unter den Menschen immer weiter um sich greifen, was wird zulezt aus dem armen weiblichen Geschlechte werden? Die Weiber werden, ja sie müssen, zu Sklavinnen der Männer herab sinken; und wehe alsdann ihnen! Wehe aber auch dem andern Geschlechte! So höre ich manche meiner Leser und Lesertinnen ausrufen. Und wahrlich sie haben Recht. Drum Ihr Jünglinge, drum Ihr Mädchen, bewahret Eure Sittenreinheit, Eure Unschuld und Keuschheit, damit Ihr des größten Geschenks, das der Himmel den Sterblichen verlieh, damit Ihr des Glücks des ehelichen Lebens, des Glücks der wahren Vater- und Mutter-Freuden, theilhaftig werdet!

Ende des zweiten Bandes.

22A $\frac{8}{K,27}$

(7/2)

ULB Halle
002 493 063

3



f
sb.





Zeichen und Werth
der
Männerkeuschheit.

Ein Wort zu seiner Zeit
für
edle Jünglinge und Mädchen
von
einem Weibe.

Zweiter Band.

Berlin, 1795,
bei Christian Gottfried Schöne.